Imago-Bücher / Nr. VI

Gustav Hans Graber

Ambivalenz des Kindes

Der Begriff der Ambivalenz bei Bleuler; bei Freud / Das Wesen der Ambivalenz des Kindes / Hereditäres und Akzidentelles / Der „Urhaß“ / Bindungen ans Ich / Die Elternbindung / Der Geschlechtsunterschied / Das Lustverbot / Verdrängung und Widerstand / Symbolisierung / Tierphobien / Träume / Das Über-Ich / Aufhebung der Ambivalenz und Regression / Ausblick

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich

TAGEBUCH
EINES
HALBWÜCHSIGEN MÄDCHENS

HERAUSGEGEBEN VON
DR. HERMINE HUG-HELLMUTH

Dritte Auflage
(6.—10. Tausend)

Das Tagebuch ist ein Juwel. Noch niemals hat man in solcher Klarheit und Wahrhaftigkeit in die Seelenregungen hineinblicken können, welche die Entwicklung des Mädchens unserer Gesellschafts- und Kulturstufe in den Jahren der Vorpubertät kennzeichnen.
(Prof. Freud)

„Literarisches Echo": Weibliche Wesen der bürgerlichen Welt werden sich beim Tagebuch Seite um Seite zurückversetzt fühlen in ihr Einst; männliche Wesen wird es statt dessen manche Kleinigkeit mitteilen, die sie noch nicht wußten.
(Lou Andreas-Salomé)

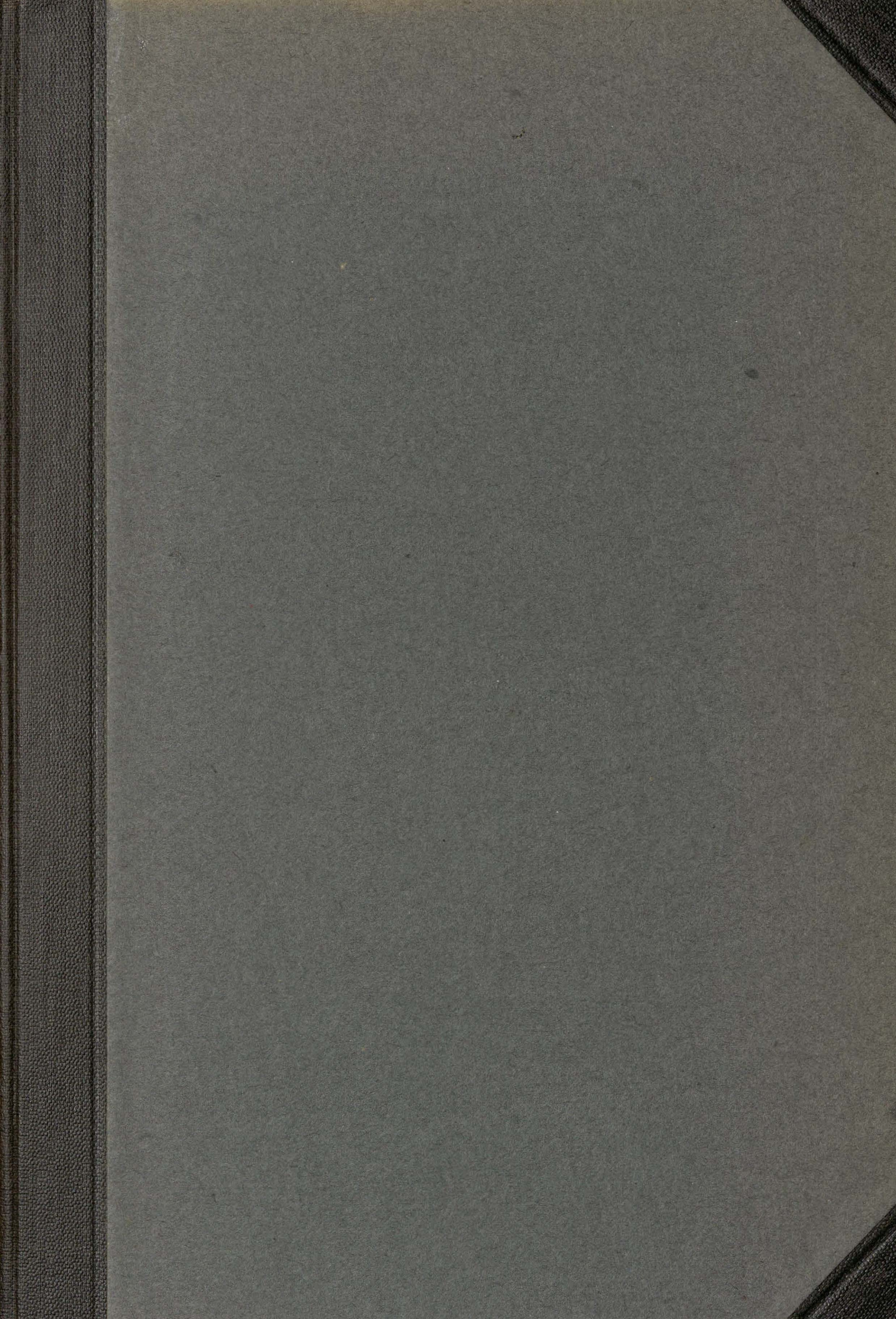
„Vossische Zeitung": Denkt euch Wedekinds kleine Wenda, die am „Frühlings-Erwachen" so tragisch zugrundegeht, habe ihre Erlebnisse aufgezeichnet, denkt sie euch in Geheimratskreise und auf Wiener Boden versetzt. (Monty Jacobs)

„Frankfurter Zeitung": Der Londoner Zensor war sicher der Meinung, es komme ausschließlich in Wien, oder höchstens noch bei sonstigen Hunnen vor, daß das Denken und Fühlen junger Mädchen durch bevorstehende physiologische Erscheinungen lebhaft beschäftigt wird. In der Kontinentalrasse steckt die Schweinerei.

„Neue Freie Presse": Mir scheint dieses Buch eines der kostbarsten, das je die Wissenschaft Hand in Hand mit dem Zufall dargeboten.
(Stefan Zweig)

„Zeitschrift für Sexualwissenschaft": Wir betrachten hier einmal wertvollerweise die seelischen Wirkungen des Erwachens und Erkennens geschlechtlicher Dinge und Beziehungen vom Gesichtspunkte der Kinderseele aus.

„The New Statesman": Gretel Lainer (the name chosen by the psycho-analytical society) belongs to the Casanova type of autobiographer rather than to that of Rousseau and Bashkirtseff. She is singularly little troubled with her own personality. She writes from a breathless interest in the world around rather than from any morbid taste for introspection or self explanation . . . But it is difficult to understand why any class of grown-up people should be warned off it. Nothing could be more healthy minded, less indecent or morbid than Greta's interest in sex questions.



IMAGO-BÜCHER / VI

DIE AMBIVALENZ DES KINDES

VON

DR. GUSTAV HANS GRABER

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
Wien VII. Andreasgasse 3

SIGM. FREUD
GESAMMELTE SCHRIFTEN

I

Studien über Hysterie / Frühe Arbeiten zur Neurosenlehre (1893—98) (Charcot — Quelques considérations pour une étude comparative des paralysies motrices organ. et hystériques — Die Abwehr-Neuropsychosen — Über die Berechtigung, von d. Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als „Angstneurose" abzutrennen — Obsessions et phobies — Zur Kritik d. Angstneurose — Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen — L'hérédité et l'étiologie des névroses — Zur Ätiologie der Hysterie — Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen)

II

Die Traumdeutung *(I.—VI. Kapitel)*

III

Die Traumdeutung *(VII. u. VIII. Kapitel)* / Über den Traum / Beiträge zur Traumlehre (Märchenstoffe in Träumen — Ein Traum als Beweismittel — Traum und Telepathie — Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung)

IV

Zur Psychopathologie des Alltagslebens / Das Interesse an der Psychoanalyse / Über Psychoanalyse / Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung

V

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie / Arbeiten zum Sexualleben und zur Neurosenlehre (Meine Ansichten über die Rolle der Sexualität in der Ätiologie der Neurosen — Zur sexuellen Aufklärung der Kinder — Die „kulturelle" Sexualmoral und die Nervosität — Über infantile Sexualtheorien — Beiträge z. Psychologie des Liebeslebens: Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens. Das Tabu der Virginität — Die infantile Genitalorganisation — Zwei Kinderlügen — Gedankenassoziation eines 4jähr. Kindes — Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität — Über den hysterischen Anfall — Charakter und Analerotik — Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik — Die Disposition zur Zwangsneurose — Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia — Die psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung — Eine Beziehung zwischen einem Symbol und einem Symptom — Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität — „Ein Kind wird geschlagen" — Das ökonomische Problem des Masochismus — Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia u. Homosexualität — Über neurot. Erkrankungstypen — Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens — Der Untergang des Ödipuskomplexes) / Metapsychologie (Einige Bemerkungen über d. Begriff des Unbewußten in der PsA. — Triebe u. Triebschicksale — Die Verdrängung — Das Unbewußte — Metapsycholog. Ergänzung z. Traumlehre — Trauer und Melancholie — Neurose und Psychose)

VI

Zur Technik (Die Freudsche psychoanalytische Methode — Über Psychotherapie — Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie — Über „wilde" Psychoanalyse — Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse — Zur Dynamik der Übertragung — Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung — Über fausse reconnaissance [„déjà raconté"] während der psychoanalytischen Arbeit — Zur Einleitung der Behandlung — Erinnern, Wiederholen u. Durcharbeiten — Bemerkungen über die Uebertragungsliebe — Wege der psychoanalyt. Therapie — Zur Vorgeschichte der analyt. Technik) / Zur Einführung des Narzißmus / Jenseits d. Lustprinzips / Massenpsychologie u. Ich-Analyse / Das Ich u. das Es

VII

Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse

VIII

Krankengeschichten (Bruchstück einer Hysterieanalyse — Analyse der Phobie eines 5jähr. Knaben — Ueber einen Fall v. Zwangsneurose — Psa. Bemerkungen über einen autobiograph. beschriebenen Fall v. Paranoia — Aus der Geschichte einer infantilen Neurose)

IX

Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten / Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva" / Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci

X

Totem und Tabu / Arbeiten zur Anwendung der Psychoanalyse (Tatbestandsdiagnostik und Psychoanalyse — Zwangshandlungen und Religionsübung — Ueber den Gegensinn der Urworte — Der Dichter und das Phantasieren — Mythologische Parallele zu einer plastischen Zwangsvorstellung — Das Motiv der Kästchenwahl — Der Moses des Michelangelo — Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit — Zeitgemäßes über Krieg und Tod — Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse — Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit" — Das Unheimliche — Eine Teufelsneurose im 17. Jahrh.)

XI

Nachträge / Bibliographie / Register

Die Bände IV, V, VI u. VII erscheinen im Mai 1924, die anderen bis Ende 1925

IMAGO-BÜCHER VI

DIE AMBIVALENZ DES KINDES

VON DR. G. H. GRABER

IMAGO-BÜCHER / VI

DIE AMBIVALENZ DES KINDES

VON

DR. GUSTAV HANS GRABER



INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH
1924

GEDRUCKT BEI CARL FROMME GES. M. B. H., WIEN V

I.

EINLEITUNG

DER BEGRIFF DER AMBIVALENZ

A) AMBIVALENZ BEI BLEULER

Ambivalenz ist ein von Prof. E. Bleuler (Zürich)[1] in die Wissenschaft eingeführter Begriff und bezeichnet, enger gefaßt als psychische Ambivalenz, die aus der Spaltung der Psyche in zwei Funktionstendenzen mit meist gegensätzlichem Charakter entstandene doppelte Wertung der Objektwelt, speziell des Menschen. Der Begriff wurde geschaffen zur Heraushebung von in erster Linie pathologischen Erscheinungen, fand aber dann auch seine Anwendung auf das normale Seelenleben.

Ambivalenz ist eine Besonderung der aus der Philosophie, Psychologie und Biologie bekannten Polarität. Bleuler gibt folgende Definition der letzteren:[2] „Sie bezeichnet, daß zu sehr vielen Funktionen entgegengesetzte Strebungen gehören; man hat Sexualtrieb und Sexualwiderstand, Hunger und Abneigung vor dem Essen, man fürchtet sich vor Neuem, und strebt nach Neuem, die Gefäßregulation geschieht durch Erweiterer und Verengerer, die Herzregulation durch Beschleuniger und Verlangsamer usw. ins Unendliche."

Die Polarität, deren Begriff ein vieldeutiger und in der Wissenschaft noch wenig klar umschriebener ist, äußert sich in mannigfaltigsten Formen in der gesamten Natur. Die Möglich-

1) E. Bleuler: Ambivalenz.

2) Einer persönlichen Mitteilung entnommen.

keit der klareren Umschreibung der nur auf den Menschen bezogenen, gleichen Erscheinung, eben der Ambivalenz, bewog mich denn auch, zum Titel vorliegender Arbeit letzteren Begriff zu wählen. In diesem Sinne mitbestimmend war ein weiteres Moment: In der psychoanalytischen Schule, deren Ergebnisse in erster Linie zur Lösung unserer Aufgabe Verwertung finden sollen, ist der Begriff der Ambivalenz allgemein angewandt, und, wie wir sehen werden, auch zu weiterer Klärung geführt worden.

Bleulers Definition lautet:

„Mit dem Begriffe der Ambivalenz soll bezeichnet werden, daß das nämliche Ding positiv und negativ gefühlsbetont, oder positiv und negativ gedacht oder erstrebt wird."

Bleuler unterscheidet also nach dem Wesen der Ambivalenz zwei Formen: 1. die affektive und 2. die „intellektuelle". Diese Unterscheidung macht er auch in seiner für unsere Ausführungen grundlegenden Arbeit über „Die Ambivalenz" mit der Bemerkung, die wir besonders hervorheben, daß beide, affektive und intellektuelle Ambivalenz, nicht getrennt auftreten können. Mit jedem Gefühl ist auch eine Wertung gegeben.

Wir sprechen allgemein dann von Ambivalenz, wenn Funktionen mit entgegengesetzten Strebungen in Zusammenhang mit Bewußtsein und Wertung stehen, während wir bei verwandten unbewußten Funktionen von Polarität sprechen.

Der Bleulersche Begriff der Ambivalenz hat vorwiegend deskriptive und statische Bedeutung.[1] Er soll im folgenden in Kürze gezeichnet werden.

Die affektive Ambivalenz findet vornehmlich eine Umschreibung im Lehrbuch der Psychiatrie[2] (S. 92), und zwar mit

1) Siehe Th. Reik: Der eigene und der fremde Gott, S. 229.
2) E. Bleuler: Lehrbuch der Psychiatrie.

spezieller Betonung der pathologischen Seite, wonach auf die gleiche Idee oder das gleiche Objekt mit zweierlei Affektion reagiert wird, ohne daß sich die beiden Affekte überhaupt beeinflussen. Bildlich gesprochen, bleiben Lachen und Weinen stets beieinander, wie man dies gelegentlich von der russischen Natur sagen hört: der Russe lache mit dem einen Auge, und mit dem andern weine er. Der Fall, wo überhaupt kein Fazit zwischen den beiden Affekten gezogen wird, ist der extremste. Wir legen Gewicht darauf, daß auch Bleuler in der affektiven Ambivalenz des pathologischen und gesunden Menschen keinen prinzipiellen, sondern nur einen graduellen Unterschied sieht.. Sie geht beim gesunden ohne jede Grenze über in die Erscheinung, daß eine Menge von Erfahrungen in einer Hinsicht angenehm, in einer andern unangenehm sind. Anders stellt sich Bleuler zur intellektuellen Ambivalenz, wobei dasselbe Objekt oder dieselbe Idee positiv und negativ „gedacht“ und gewertet wird. Dies, meint Bleuler, sei „wohl beim Erwachsenen immer als krank zu bezeichnen“ (S. 106), während wir feststellen, daß auch die intellektuelle Ambivalenz nicht prinzipiell anders sein kann, als die affektive, die ja ihr Substrat bildet. Das Ursprüngliche ist immer die affektive Ambivalenz, die in der intellektuellen Ambivalenz nur eine besondere Ausdrucksmöglichkeit findet.

Es ist nicht unzweideutig, wenn Bleuler meint, „die gewöhnliche Wurzel ambivalenter Gefühlsregungen sei entweder das Vorhandensein verschiedenartiger Eigenschaften oder verschiedener Beziehungen beim nämlichen Dinge“ (S. 97). Wo sollen die verschiedenartigen Eigenschaften sein? Doch wohl nicht im Gefühl des Subjektes; dies wäre eine Tautologie, denn der Begriff „ambivalente Gefühlsregung“ schließt das Vorhandensein verschiedenartiger Eigenschaften in sich ein. Diese können also nicht Wurzel sein, vielmehr ist die Setzung und Wertung von

Eigenschaften eine Wirkung der ambivalenten Regungen des Gefühls. Also könnten sie nur als im Objekt vorhanden gemeint sein. Dagegen sagt aber Bleuler ganz richtig (S. 99): „Widersprüche in den Dingen gibt es aber nicht, sondern nur in unseren Auffassungen."

Dasselbe gilt (gestützt auch auf diese letztgenannte Feststellung Bleulers) von den „verschiedenen Beziehungen beim nämlichen Dinge", die Ursache der ambivalenten Gefühlsregungen sein sollen. Es ist vielmehr umgekehrt so, daß die Spaltung des Gefühlslebens verschiedene Beziehungen beim nämlichen Objekt zur Folge hat.

Bleuler spricht in seiner Arbeit auch von der Ambivalenz der Sexualität, und stellt fest, daß sie nicht nur durch positive Wollusttriebe und negative Tendenzen wie Scham und Ekel reguliert werde, sondern, daß die genannten Sexualhemmungen einen Bestandteil der positiven Triebe selber bilden (S. 101), indem der Widerstand des Partners (Sexualobjekt) geradezu der Anlockung diene. Wir werden später sehen, daß auch diese Tatsache der sexuellen Ambivalenz ihre Erklärung in der Spaltung der gesamten Persönlichkeit findet, deren Wirkungen sich natürlich in allen Lebensäußerungen aufweisen lassen. Was diese letzte Erscheinung der Hemmung als positiver Bestandteil des Sexualtriebes anbelangt, so läßt sie sich leicht auf die sadistisch-masochistische Komponente zurückführen, mit dem Charakteristikum der Freude am Schmerz, was aber nicht mehr als ursprünglich positiver Trieb gedeutet werden kann, sondern bereits ein Versuch ist, die zum Erlebnis gewordene Kluft zwischen Lust und Schmerz, welche Ursache zur Ambivalenz der gesamten Persönlichkeit geworden ist, zu überbrücken durch die Umkehrung des Negativen, des Schmerzes, in sein Gegenteil.

Wir haben gesehen, daß Ambivalenz eine allgemeine Erscheinung ist, welche die totale Persönlichkeit ergreift und darum

sich in all ihren Äußerungen zeigt; so können wir mit Bleuler von einer Ambivalenz der Sexualität, des Gefühls, des Intellekts, des Wollens, des sittlichen, ästhetischen und religiösen Verhaltens und auch des Träumens sprechen.

Neben diesen Formen haben wir noch Grade der Ambivalenz zu unterscheiden. Bleuler, der ausging von der pathologischen, der Ambivalenz im strikteren Sinne, wie sie ganz speziell bei Schizophrenie auftritt, verfolgte und fand dann rückwärts ihren Mechanismus auch beim neurotischen und „normalen" Menschen, nur abgeschwächt. Er unterschied darum von der pathologischen die normale (auch gewöhnliche, selbstverständliche) Ambivalenz, die er als „psychischen Ausdruck unserer Regulierungseinrichtungen überhaupt" definiert (S. 100). Der Gesunde zieht im allgemeinen in „den tausend gewöhnlichen Vorkommnissen des Alltags das Fazit von negativ und positiv",[1] d. h. in dem „Für und Wider" der Überlegung werden Entscheidungen getroffen. Von der normalen Ambivalenz scheidet Bleuler noch besonders aus eine „spezielle Form auf dem Gebiete des Strebens und Wollens" und nennt sie „Ambitendenz". Mir scheint diese Unterscheidung überflüssig, da ja unser gesamtes Handeln und Erleben von Wollungen und Strebungen erfüllt ist, und ganz besonders gilt dies, wenn Handlung und Erlebnis vom Bewußtsein begleitet sind.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine interessante Auseinandersetzung hinweisen, die zwischen Bleuler und C. G. Jung stattfand, und deren Inhalt sich hauptsächlich auf den Begriff der Ambivalenz bezog.[2] Wichtig erscheint sie mir auch deswegen,

1) Aus der persönlichen Mitteilung.

2) C. G. Jung: Kritik über E. Bleuler: Zur Theorie des schizophrenen Negativismus. Jahrbuch, Bd. III, 1. Hälfte, S. 469 und E. Bleuler: Antwort darauf, ebenda S. 475.

weil Jung in seiner Kritik eine Definition der Ambivalenz gibt, die deutlich in ihr das funktionelle Moment hervorhebt. Er sagt: „Mit Ambivalenz wird die psychologische Tatsache formuliert, daß jede Tendenz durch eine zu ihr kontrastierende balanciert ist, und so, wie jede Tendenz balanciert ist, so sind auch alle Gefühlsbetonungen kontrastierend balanciert, wodurch der gefühlsbetonten Vorstellung ein ambivalenter Charakter zukommt“ (S. 469). Wir begrüßen auch, daß in dieser Definition Ursache und Wirkung richtige Zuteilung finden. Nicht folgen können wir Jung, wenn er „die Widerstandstendenz als das ursächlich Bedeutsame“ (S. 471) hinstellt und die Ambivalenz als sekundär bezeichnet. Jung übersieht, daß im Begriff des Widerstandes eine Objektsetzung gegeben ist (wobei, wie im schizophrenen Negativismus, die Welt Objekt ist). Daß es aber zu einem Widerstand kommen kann, ist bedingt durch eine bereits vorhandene Spaltung im Ich. Hierin ist auch der Grund zu suchen, warum Bleuler in seiner Antwort zum Schlusse kommen mußte, daß ihm der „Begriff des Widerstandes in der Jungschen Fassung nicht ganz klar sei“ (S. 476).

Vollständig müssen wir uns auch Bleuler anschließen, wenn er auf die Jungsche Behauptung, „daß das Charakteristische für den krankhaften Geisteszustand nicht die Ambivalenz, sondern der Widerstand sei“ (S. 471), antwortet, daß „es für ihn keines von beiden, sondern die abnorme Art und Wirkung der beiden in jeder Psyche vorkommenden Dinge sei“ (S. 476).

B) AMBIVALENZ BEI FREUD

Der Begründer der Psychoanalyse, Sigm. Freud, hat nach dem Bekanntwerden des Bleulerschen Begriffes der Ambivalenz denselben übernommen und ihn in fast sämtlichen seiner spätern Werke angewandt. Er bezeichnet ihn als einen „glücklichen" Namen (Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, S. 61), oder als einen trefflichen Ausdruck (Totem und Tabu, S. 27).

Der Freudschen (und seiner Schüler) Übernahme und Vertiefung hat der Begriff sein allgemeines Bekanntsein zu verdanken.

Es soll in Kürze gezeigt werden, worin die Freudsche Vertiefung besteht, da sie richtunggebend wurde für den Hauptteil unserer Arbeit.

Während wir bei Bleuler mehr eine deskriptive Darstellung der Ambivalenz finden, versuchte Freud uns ihr Wesen verständlicher zu machen durch eine phylo- und ontogenetische Deutung ihrer Entstehung. Beide Deutungen haben stark hypothetischen Charakter, aber sie erbringen doch die wesentlichsten Zusammenhänge, die zum Verständnis des Phänomens nötig sind. Daneben führte Freud die Ambivalenz als psychische Erscheinung, entsprechend seiner biologischen Persönlichkeitspsychologie, zurück auf innere, primäre Triebe und verankerte jene so in der Polarität, allerdings ohne immer eine scharf begrenzte Unterscheidung zwischen bewußten, widersprechenden Tendenzen (Ambivalenz) und unbewußten, gegensätzlichen Trieb-

funktionen (Polarität) zu machen. Er spricht z. B.[1] von der Polarität der Lebens- und Todestriebe und im Anschluß daran von der Polarität der Objektliebe (Objektbeziehung), die sich in Liebe (Zärtlichkeit) und Haß (Aggression) äußere. Wir sprechen in der Objektbezogenheit, die meist von einem, wenn auch oft sehr geringen Teil Bewußtsein begleitet ist, immer von Ambivalenz, da immer Haß und Liebe an der Objektbezogenheit beteiligt sind, während wir in dem von Freud als „Liebe- und Haß-Ambivalenz" bezeichneten „ursprünglichen Sadismus, der keine Ermäßigung und Verschmelzung erfährt", nur einen extremsten Fall sehen.

Tendenzen stehen im Dienste von Trieben und diese wiederum im Dienste organischer Funktionen, eine Einsicht, die uns zwingt, in einer biologischen Psychologie die Ambivalenz (Tendenzwiderspruch) auf die Polarität (Triebgegensätzlichkeit) und ihre organische Bedingtheit zurückzuführen. Dies erhellt zugleich, wenn auch eine schärfere Begrenzung der Begriffe Ambivalenz und Polarität möglich wurde, daß diese Begrenzung doch nicht eine vollständige sein kann. Besonders schwierig zu bestimmen ist sie in bezug auf das Unbewußte.

Die phylogenetische Darstellung der Bildung der Ambivalenz im Menschen führt Freud insbesondere aus in den Werken „Totem und Tabu" und „Massenpsychologie und Ich-Analyse".

Er stellt vorerst fest, daß wir über die Herkunft der Ambivalenz nichts wissen (Totem und Tabu, S. 145), daß wir „die Annahme machen könnten, sie sei ein fundamentales Phänomen unseres Gefühlslebens, daß aber auch die andere Möglichkeit beachtenswert erscheint, daß sie, dem Gefühlsleben ursprünglich fremd, von der Menschheit an dem Vaterkomplex (respektive Elternkomplex) erworben wurde."

---

1) Siehe Freud: Jenseits des Lustprinzips, 1920, S. 51.

Die Zusammenfassung letzterer Annahme ist im Einklang mit Freuds Ausführungen ungefähr folgende:

Wir gehen aus von der Tatsache, daß in der Urhorde, analog den Horden der höheren Affen (wie dies Darwin nachgewiesen hat) und den noch bestehenden Horden der Naturvölker ein starkes Männchen die Führung an sich reißt. In der Urhorde ist es gewöhnlich der Älteste oder Mächtigste. (In der Annahme einer Urfamilie wäre es der Vater.) Dieser lebt sich absolut narzißtisch aus, ist selbstsicher und selbstherrlich. Die Untergebenen sind von ihm abhängig. Er schafft Nahrung, und seine überlegene Kraft bietet Schutz gegen feindliche Mächte. Hieraus entwickelt sich in den Gliedern der Sippe (Söhnen) das Gefühl der Verehrung und Hingabe. Aber gleichzeitig mit diesem Gefühl entsteht das Gegensätzliche: Neid und Haß, die aus dem Ohnmachtsbewußtsein in bezug auf die eigenen Fähigkeiten erwachsen, und das Begehren, zu sein wie der Führer (Vater), erzeugen. Da aber dieses Begehren und dessen gesuchte Befriedigung von ihm als Abbruch seiner Macht empfunden wird, so läßt er natürlich eine Realisierung nicht zu und unterdrückt sie. Das hat zur Folge, daß die unterstellten Glieder der Urgemeinschaft (Söhne) jegliches Gelüsten nach des Mächtigen Stellung verdrängen oder es nur auf Umwegen zu befriedigen suchen. Im Mittelpunkt steht, wie Freud annimmt und in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ ausführt, die Hypothese, daß der Urvater seine Söhne an der Befriedigung ihrer direkten sexuellen Strebungen verhinderte; „er zwang sie zur Abstinenz und infolgedessen zu den Gefühlsbindungen an ihn und aneinander, die aus den Strebungen mit gehemmtem Sexualziel hervorgehen konnten“. (Hierin ist wohl die Ursache zur später auftretenden Inzestscheu zu suchen.) Damit ist die ambivalente Stellung beider Teile geschaffen: Die Glieder der Urgemein-

schaft (Söhne) begehren und erstreben die allmächtige Stellung des Führers, verdrängen aber diese Regung, um nicht bei ihm in Ungnade zu fallen. Der Führer (Vater oder Ältester) seinerseits sucht seine Sippe zu erhalten und zu schützen, hat sich aber anderseits gegen die in ihr aufsteigenden Machtgelüste zu wehren.

Zur Erleichterung dieses gewordenen Ambivalenzkonfliktes mit seiner Spannung im Seelenleben werden die „feindseligen und ängstlichen Gefühle auf ein Vatersurrogat, auf das Totemtier übertragen." Der Konflikt wird aber nicht erledigt, da die „Ambivalenz sich auf das Verdrängungsobjekt fortsetzt."

Auch der Vatermord, der übrigens nach Freud der Totembildung vorausgegangen sein mußte, hatte keine Befriedigung geschaffen, da ja jeder der Söhne Anspruch erhob auf die Vaterrolle, also der Streit sich unter ihnen selbst fortsetzte.

Ebenso scheinen das Tabu, Geister und Dämonen dieser Ambivalenzübertragung in ein Vatersurrogat ihr Werden und ihre Existenz zu verdanken.

Analog nun dieser phylogenetischen, weist Freud in ontogenetischer Untersuchung dieselben Mechanismen auf, gleichsam als vom Wiederholungszwang beherrscht.

Das Kind wird in dieselbe Elterneinstellung hineingedrängt, erlebt dieselben Einschränkungen in seinen narzißtischen Libidoansprüchen und sucht, auf ähnliche Weise wie der Primitive, der dadurch in ihm entstandenen Spannung der Gefühlambivalenz los zu werden.

Was nun als Ursache zur Bildung der Ambivalenz in der ontogenetischen Entwicklung des Kindes eine Rolle spielt, und mit welchen Mitteln ferner das Kind versucht, diese Ambivalenz wieder aufzuheben, dies soll den Hauptteil unserer Arbeit ausmachen.

II.

HAUPTTEIL

DAS WESEN DER AMBIVALENZ DES KINDES

A) AMBIVALENZBILDUNG

1. HEREDITÄRES UND AKZIDENTELLES

Es ist unsere erste Aufgabe, zu untersuchen, ob das neugeborne Kind bereits vererbt ambivalente Gefühls- und Willensregungen zeigt. Während in der herkömmlichen Psychologie sowie von Vertretern auf dem Gebiete der Familienforschung (Sommer, Joerger etc.) das Interesse sich mehr auf den Nachweis der Vererbung der Charaktereigenschaften richtete (insbesondere derjenigen des Vaters mit erwiesen jahrhundertelang vor herrschendem Einfluß), finden wir in der neueren Psychologie, speziell in der Psychoanalyse, eher die Ansicht vertreten, daß der Heredität weniger Gewicht beizulegen sei für die Charakterbildung des Menschen als seiner Beeinflussung durch die Umwelt. Freud sagt darüber treffend folgendes:[1]

„Gegenüber den Sexualentbindungen, Verdrängungsschüben und Sublimierungen, letztere beide Vorgänge, deren innere Bedingungen uns völlig unbekannt sind, treten alle anderen Einflüsse weit an Bedeutung zurück. Wer Verdrängungen und Sublimierungen mit zur konstitutionellen Anlage rechnet, als die Lebensäußerungen derselben betrachtet, der hat allerdings das

---

1) Siehe Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, S. 97 bis 98.

Recht zu behaupten, daß die Endgestaltung des Sexuallebens[1] vor allem das Ergebnis der angeborenen Konstitution ist. Indes wird kein Einsichtiger bestreiten, daß in solchem Zusammenwirken von Faktoren auch Raum für die modifizierenden Einflüsse des akzidentell in der Kindheit und späterhin Erlebtem bleibt. Es ist nicht leicht, die Wirksamkeit der konstitutionellen und der akzidentellen Faktoren in ihrem Verhältnis zueinander abzuschätzen. In der Theorie neigt man immer zur Überschätzung der ersteren; die therapeutische Praxis hebt die Bedeutsamkeit der letzteren hervor. Man sollte auf keinen Fall vergessen, daß zwischen den beiden ein Verhältnis von Kooperation und nicht von Ausschließung besteht. Das konstitutionelle Moment muß auf Erlebnisse warten, die es zur Geltung bringen, das akzidentelle bedarf einer Anlehnung an die Konstitution, um zur Wirkung zu kommen."

Es ist klar, daß sowohl der Konstitution, als dem akzidentell Erlebten Rechnung getragen werden muß. Die Verschiedenartigkeit des Aspektes aber fördert auch verschiedene Resultate. Sind wir mehr auf Vererbungstheorie eingestellt, dann werden wir versuchen, möglichst viel von dem, was die Eltern auszeichnet, als vererbt auch im Kinde zu konstatieren, also auch die ambivalenten Äußerungen. Neigen wir aber nach der Seite der neueren Psychologie mit der Auffassung der mehr akzidentellen Beeinflussung, dann suchen wir möglichst viele Charaktereigenschaften des Kindes als von äußeren, postnatalen Einflüssen

1) Sexualleben ist im Hinblick auf unseren Zusammenhang im weitesten Sinne als Eros, Lebenstrieb überhaupt zu nehmen. Etwa so wie wenn C. G. Jung in seinem Aufsatze „Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des einzelnen" sagt: „Die infantile Einstellung (zu den Eltern) ist nichts anderes als infantile Sexualität. Wir müssen sagen, daß unsere Lebensschicksale mit den Schicksalen unserer Sexualität im wesentlichen identisch sind." Jahrbuch, Bd. I, 1. Hälfte, S. 170. (Meine Bemerkung.)

verursacht, nachzuweisen. Mit den Eltern verwandte Züge finden dann ihre Deutung in dem bekannten Phänomen der Identifikation.

Vertreter dieser zweiten Auffassung gelangen denn auch zum Schlusse, das Geistesleben des Kindes müsse bei der Geburt vollständig unberührt, einheitlich und eine Spaltung mit ambivalenten Folgeerscheinungen erst später hinzugekommen sein. Eine ähnliche Auffassung finden wir bereits bei John Locke, dem englischen Empiristen des siebzehnten Jahrhunderts, der sagt, daß die Seele des Kindes ursprünglich vollständig leer sei, eine unbeschriebene Tafel, *tabula rasa,* auf welche die Erfahrung erst Einprägungen mache.

Dieser Auffassung käme zu gut, daß in erzieherischer und therapeutischer Hinsicht die Aussicht auf Korrektur und Heilung schlechter oder krankhafter Charaktereigenschaften größer wäre, als wenn konstitutionelle Bedingtheit als das Ausschlaggebende angenommen werden müßte.

Wir schenken darum vornehmlich dieser Auffassung unser Interesse, und zwar im Zusammenhange unserer Arbeit vor allem auch deshalb, weil, wenn sich uns Möglichkeiten des Nachweises von in erster Linie akzidentellen Ursachen zur Ambivalenzbildung im Kinde ergeben sollten, wir gleichzeitig zwei Resultate erbrächten: 1. Mehr Evidenz für die bloß hypothetisch gesetzte Einheit im Kinde bis unmittelbar vor der Geburt und 2. Einsicht in Bildung und Wesen der Ambivalenz.

Wir sind uns natürlich dabei bewußt, daß immer auch eine hereditär-konstitutionelle Disposition die Entwicklung der Folgeerscheinungen eines akzidentellen Erlebnisses begünstigen oder beeinträchtigen kann.

Zur hypothetischen Setzung der erwähnten Einheit im Kinde sagt S. Ferenczi folgendes:[1] „Man kann annehmen, daß dem

1) S. Ferenczi: Introjektion und Übertragung (S 11).

Neugebornen alles, was seine Sinne wahrnehmen, einheitlich, gleichsam monistisch, vorkommt. Erst später lernt er die tückischen Dinge, die seinem Willen nicht gehorchen, als Außenwelt vom Ich, d. h. die Gefühle von den Empfindungen zu sondern. Das wäre der erste Projektionsvorgang, die Urprojektion, und den so vorgezeichneten Weg dürfte der später paranoisch Werdende dazu benützen, um noch mehr vom Ich in die Außenwelt zu drängen."

Ferenczi nimmt also an, daß auf einer ersten Stufe das Kind noch vollständig ohne jegliche Beziehung zum Objekt lebt. Es ist denkbar, daß das Kind noch keine Zweiheit zwischen sich und der Objektwelt erkennt und darum für es auch noch keine Veranlassung vorliegt, eine Brücke zum Objekt zu bilden. Das Kind lebt noch ganz im „Es"[1]. Es ist noch nicht zur Bildung eines Ich gekommen. Wohl nicht ganz richtig ausgedrückt ist es, wenn Ferenczi sagt, „daß das Kind erst später lerne, die tückischen Dinge, die seinem Willen nicht gehorchen, als Außenwelt vom Ich zu sondern", da ja die Entstehung eines Willens bereits Folgeerscheinung der „erkannten" Zweiheit ist. Wille ist, wie wir später noch deutlicher sehen werden, immer schon Ausdruck der Zerrissenheit (Ambivalenz) einerseits und Funktion zur Wiederherstellung der Einheit anderseits.

Damit kommen wir aber schon zur Frage der Spaltung, und es ist notwendig, daß wir vorerst versuchen, einiges über den intrauterinen Zustand auszusagen, was unsere Annahme der Einheit stützen dürfte. Wir bewegen uns hier allerdings ausschließlich auf dem Gebiete der Hypothese. Wir dürfen annehmen, daß im intrauterinen Zustand der Unterschied Objekt—Subjekt für das Kind noch nicht besteht, daß ferner der Zu-

1) Nach einem Ausdruck von G. Groddeck: Das Buch vom Es. Ebenso Freud: Das Ich und das Es.

stand ein alibidinöser ist, die Gegensätze Lust—Unlust, Ichlibido und Objektlibido sich noch nicht gebildet haben, zu vergleichen etwa mit dem Zustand der einzelligen Protisten oder dem Urnarzißmus der Samenzellen.[1]

Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der alibidinöse Zustand bereits im Mutterleib eine partielle Wandlung erfährt und sich Ansätze zum Narzißmus bilden. Diese Wandlung kann verursacht sein durch „Eigenbewegungen des kindlichen Körpers, sowie durch den Einfluß äußeren Druckes beim Gehen und bei anderen Bewegungen der Mutter,[2] die Erschütterungen des mütterlichen Uterus zur Folge hatten.“ Alle diese Betätigungen des Muskelsinnes müssen erste Lustempfindungen zur Folge haben. Dr. H. Hug-Hellmuth vertritt mit Dr. K. J. Friedjung die Ansicht,[3] daß z. B. „die Freude am Rhythmus, die fast jedem Kinde in der ersten Lebenszeit eigen ist, in ursächlichem Zusammenhang mit den Bewegungsempfindungen des Fötus im Mutterleibe stehen.“ Verfasserin führt weiter aus (S. 3): „Hinter dem Volksglauben, daß Kinder besonders erotischer Natur seien, deren Mütter während der Gravidität den Sexualverkehr bis nahe zur Entbindung fortgesetzt haben, steckt mehr als bloßer Aberglaube.“

Wir können also über den intrauterinen Zustand zusammenfassend sagen, daß das angenommene alibidinöse Leben bereits anfängt in das urnarzißtische überzugehen, daß aber auch dieses immer noch eine Einheit repräsentiert.

1) Siehe Freud: Jenseits des Lustprinzips.
2) H. Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 2).
3) Ebenda S. 3.

2. ZERSTÖRUNG DER EINHEIT

Das alibidinös-urnarzißtisch bedürfnislose Leben des Kindes im intrauterinen Zustand wird gestört durch das furchtbare Schmerzerlebnis des Geburtsaktes. Dieser Ureindruck des Unlustvollen ist Auftakt für ein neues Sein, das als beständigen Begleiter den Schmerz hat. Das Kind erlebt diesen krassesten von allen denkbaren Gegensätzen im menschlichen Sein. Er gibt seinem Seelenleben das Gepräge.

E. Jones erwähnt,[1] daß, neben Freud, „der darauf verwiesen habe, daß die unlustvollen Eindrücke, die das Kind während des Geburtsaktes empfangen, zum Vorbild für alle späteren Angsterlebnisse werden, so daß man in gewissem Sinne jeden Anfall von Angst als eine teilweise Wiederholung jenes großen Ureindruckes bezeichnen könnte", ähnliches auch schon im achtzehnten Jahrhundert von Erasmus Darwin, dem Großvater Charles Darwins, behauptet worden ist. Erasmus Darwin schreibt in seiner „Zoonomia" (Vol. 1, p. 148) wie folgt: „Die ersten starken Empfindungen, die nach der Geburt auf das Junge eindringen, entstehen durch Atemnot mit Beklemmung der Brust und durch den plötzlichen Übergang aus einer Temperatur von 37 Grad in unser kaltes Klima. Das Junge zittert, das heißt es setzt nacheinander alle Muskeln in Bewegung, um sich von dem

1) Siehe Intern. Zeitschr. f. PsA., IX., 1923, S. 79.

Druck auf seine Brust zu befreien, und es beginnt, mit kurzen, schnellen Atemzügen Luft zu schöpfen. Gleichzeitig zieht die Kälte seine gerötete Haut zusammen, so daß sie langsam erblaßt; der Blasen- und Darminhalt wird entleert, und aus dem Erleben dieser ersten unlustvollen Sensation entsteht der Angstaffekt, der nichts anderes ist als die Erwartung unlustvoller Sensation. Diese frühzeitige Kombination von Bewegungen und Empfindungen erhält sich durch das ganze spätere Leben; durch den Angstaffekt wird Kälte und Blässe der Haut, Zittern, Beschleunigung der Atemtätigkeit und Entleerung von Blase und Darm bewirkt; und diese Erscheinungen werden so zum natürlichen, universellen Ausdrucksmittel für diesen Affekt."

Das Erleben des Gegensatzes, des neuen unlustvollen Seins und des früheren lustvollen, ist die tiefste Ursache zur Zerstörung der Einheit des Seelenlebens und damit zur Bildung der Ambivalenz. Die Gegensatzpaare Lust—Unlust sind geschaffen, der ganze Fluß des Erlebens bekommt durch sie seine Richtung. Die neue, im Verhältnis zur früheren als schmerzvoll empfundene Lage, bildet darum auch das Substrat für das Werden des Ichs, das sich dann ebenfalls in seiner polaren Seite äußert, im Begehren, Streben, Wollen des früheren, alibidinös-urnarzißtischen Zustandes, um den allein es sich dabei handeln kann. Alles Begehren, Streben, Wollen hätte demnach den Sinn, einen Zustand zu erreichen, wo nichts mehr begehrt, erstrebt, gewollt werden muß.

Und ebenso wäre das Ziel des Ichs (in Verschränkung der Ich- und der Liebestriebe), das ja mit den Wollungen am innigsten verknüpft ist, sich selbst aufzuheben. Damit würde aber auch die Ambivalenz aufgehoben und die Einheit wieder hergestellt.

Tatsächlich ist nach den Ergebnissen neuerer Forschungen, speziell der Psychoanalyse, immer evidenter geworden, daß alles

Begehren und Streben nicht nur des Kindes, sondern des Menschen überhaupt, dahin geht, den alibidinös-urnarzißtischen Zustand[1] wieder irgendwie zu erreichen. Darin allein findet sich für das Bestehen der überall nachweisbaren Regressionstendenz, des Wiederholungszwanges und der Todestriebe eine Erklärung. Freud sagt in „Jenseits des Lustprinzips" (S. 53): „Daß wir als die herrschende Tendenz des Seelenlebens, vielleicht des Nervenlebens überhaupt, das Streben nach Herabsetzung, Konstanterhaltung, Aufhebung der inneren Reizspannung erkannten, wie es im Lustprinzip zum Ausdruck kommt, das ist ja eines unserer stärksten Motive, an die Existenz von Todestrieben zu glauben."

Wenn nun diese Reizspannung durch die Erzeugung von Lustgefühlen einen partialen Ausgleich erhält, so müssen wir uns stets bewußt sein, daß diese Lusterzeugung, sowie die Manifestationen des Lustprinzips überhaupt immer nur Ersatz für den nicht zu erreichenden, jenseits der Gegensätze stehenden Zustand des alibidinösen Seins ist. Diese Einsicht dürfte wohl auch zum Aufschluß beitragen, warum viele Gegner der Psychoanalyse dieser vorwerfen, es gebe im Menschen noch andere Strebungen als nur die libidinösen, auf welche die Psychoanalyse eben alles zurückführe.

Damit hätten wir auch eine Antwort auf die Frage, die Freud in „Jenseits des Lustprinzips" (S. 50) selbst stellt, gegeben. Er sagt: „Wenn auch die Selbsterhaltungstriebe libidinöser Natur sind, dann haben wir vielleicht überhaupt keine anderen Triebe als libidinöse. Es sind wenigstens keine anderen zu sehen. Dann

---

1) Nach einem Ausdrucke von B. Low auch als Nirwanaprinzip bezeichnet. Ich verweise hier auf Freud: „Jenseits des Lustprinzips" und vor allem auf die ganz vorzügliche Arbeit von Dr. Franz Alexander: „Der biologische Sinn psychischer Vorgänge." (Über Buddhas Versenkungslehre.) Imago IX, 1923, Heft 1.

muß man aber doch den Kritikern Recht geben, die von Anfang an geahnt haben, die Psychoanalyse erkläre alles aus der Sexualität, oder den Neueren wie Jung, die, kurz entschlossen, Libido für ‚Triebkraft' überhaupt gebraucht haben. Ist dem nicht so?" Wir meinen ja, weil gewiß sich alle Strebungen als libidinös nachweisen lassen, müssen aber beifügen, daß ihr Ziel die Selbstaufhebung ist, der alibidinöse Zustand.

Kehren wir zum Neugebornen zurück, und sehen wir, wie er sich nun zur neuen Lage verhält. Da sein ganzes Streben dahin geht, den früheren Zustand wieder zu erreichen und damit die, durch das Unlusterleben entstandene Spaltung, die Ambivalenz und die diese begleitende Spannung aufzuheben, so müßten wir eigentlich, was wir weiter zu sagen haben über die Entwicklung des Kindes, bereits unter einen Abschnitt „Versuche zur Aufhebung der Ambivalenz" einordnen. Es liegt uns aber vor allem daran, zu zeigen, wie sich diese „Urambivalenz" manifestiert, wie die Spaltung größer wird, welche Ursachen hiebei mitwirken und in welchen Formen die Ambivalenz sich des weiteren äußert.

Der neue Zustand des allseitigen Mangels, der besonders dann stark empfunden wird, wenn Hunger oder Durst, die das Kind zuvor nicht kannte, einsetzen, hat also, wie wir sehen, die Selbstsetzung des Ich zur Folge. Es wechseln nun im Erleben Zustände des ausgesprochenen Bedürfnisses (unlustbetont) mit solchen der partialen Befriedigung (lustbetont) ab. Mit der Selbstsetzung des Ich entsteht der neue Gegensatz Subjekt — Objekt.

Die Objektwelt wird vom Kinde gleichsam als Träger der Schuld an seinem neuen, unvorteilhaften Sein empfunden. Sie wird darum „in globo" abgelehnt, sie (oder das Eingehen in sie) hat ja auch wirklich die Ambivalenz von Lust — Unlust verursacht.

S. Ferenczi[1] fährt in dem oben erwähnten Passus fort (S. 11): „Ein mehrminder großer Teil der Außenwelt läßt sich aber nicht so leicht vom Ich abwälzen, sondern drängt sich ihm immer wieder auf, es gleichsam herausfordernd: ‚Kämpf mit mir, oder sei mein Freund!'" (Wagner, Götterdämmerung, I. Akt.)

„Hat das Individuum unerledigte Affekte zur Verfügung, und die hat es bald, so folgt es dieser Aufforderung, indem es sein ‚Interesse' vom Ich auf einen Teil der Außenwelt ausdehnt. Das erste Lieben und Hassen ist eine Übertragung der autoerotischen Lust- und Unlustgefühle auf die Objekte, die jene Gefühle verursachen. Die erste Objektliebe und der erste Objekthaß sind gleichsam die Urübertragungen, die Wurzeln jeder künftigen Introjektion."

Wir sehen also, daß mit der libidinösen Einstellung des Kindes der Gegensatz Subjekt—Objekt notwendig gegeben ist.

Nach und nach lernt das Kind erkennen, daß gewisse Objekte seinem Lustbedürfnisse entgegenkommen, diese werden begehrt und von der übrigen, immer noch abgelehnten Objektwelt abgesondert. So entsteht langsam die Übertragung der eigenen Spaltung auf die Objektwelt. Es entsteht die begehrte und die abgelehnte Welt. Die Differenzierung wird mit zunehmendem Alter bei normaler Entwicklung eine immer ausgesprochenere. Es entspricht ja gerade dem „gesunden" Menschen, daß er zu scheiden und zu wählen versteht. Das Kind aber vermag diese Scheidung noch nicht so gut zu vollziehen. Gemäß seiner, in erster Linie noch autistischen Einstellung,[2] kann es die gesamte Objektwelt, wie auch das einzelne Objekt, bald begehren, bald verwerfen. Darum sprechen wir auch wohl von der größeren Ambivalenz beim Kinde als beim Erwachsenen.

1) Introjektion und Übertragung.

2) Nach einem Ausdrucke Bleulers.

Es ist nun unsere weitere Aufgabe, zu zeigen, wie das junge Wesen in der Übertragung von Lust- und Unlustgefühlen auf die Objektwelt, wobei auch das Ich Objekt sein kann, in eine Bindung an diese gerät, die, geteilt in zwei entgegengesetzte Strömungen, Liebe und Haß, das Kind und später auch den Erwachsenen, nie mehr frei läßt. Ferner ist zu zeigen, wie diese Bindung eine immer intensivere wird, wie positiv bewertete Objekte immer unlösbarer ans Ich geknüpft werden, und wie anderseits die Bindung ebenfalls durch eine heftiger werdende Ablehnung (Haß) nur verstärkt wird.

---

3. DER URHASS UND DIE AMBIVALENZ JEDER BINDUNG

Die große Masse des Materials, die es für das Kapitel der Bindungen zu bearbeiten gibt, nötigt, damit eine Übersicht möglich wird, zu einer besonderen Auswahl und Gliederung, die neben einem gelegentlich angewandten genetischen Gesichtspunkte vor allem die Manifestationen der Ambivalenz hervorheben soll.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals die erwähnte Annahme, daß der Neugeborne das neue Sein als im höchsten Grade unlustvoll gegenüber dem vorhergehenden Sein empfindet, daß mit dem Erlebnis zweier Seinsmöglichkeiten, einer lust- und unlustvollen, die Ambivalenz in ihm ihre Wurzeln getrieben hat und sich darin äußert, daß der postnatale Zustand abgelehnt und regressiv der intrauterine begehrt wird. Die Ablehnung bezieht sich natürlich auf die gesamte Objektwelt, die zum neuen Sein gehört.[1] Und wenn wir von „Willen" sprechen wollen, so sagt Hug-Hellmuth ungefähr dasselbe, wenn sie feststellt:[2] „Die ersten Äußerungen infantilen Wollens sind Negierung des Willens der Umgebung." Dieselbe erwähnt ebenfalls die „von allen Kinderforschern bestätigte Tatsache (S. 23), daß Kinder das

1) Wir wollen immerhin beifügen, daß das Kind in seinen Lebensäußerungen es nie zu einer totalen Ablehnung bringt, indem erstere bereits von Anfang an mit positiv libidinösen Strebungen gemischt sind.

2) Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 23).

Kopfschütteln eher in seiner richtigen Bedeutung anwenden, als das Nicken, und früher das ‚Nein' als das ‚Ja' gebrauchen; das ‚Nein' ist dem Kinde zunächst der Ausdruck des Nichtwollens; es hat ausschließlich voluntarischen Charakter, was sich in der, bei allen Kindern wiederkehrenden Verdopplung ‚Nein, nein' deutlich ausspricht."

Das „Nein" ist gewiß, was Hug-Hellmuth meint, ein „Protest der infantilen Seele gegen jeden Zwang", ist „seine Auflehnung gegen die Überlegenheit der Erwachsenen an körperlicher und geistiger Kraft", aber es sind dies nur Spezialisierungen des großen „Neins", das der Neugeborne dem Zwange des neuen Seins, aus dem er flüchten möchte, überhaupt entgegenbringt.

Ein Kollege C. berichtet mir nach seinen Tagebuchnotizen, daß sein Töchterchen im sechzehnten Monat von einer völligen Negierungsmanie ergriffen wurde, die über zwei Monate dauerte. Das kleine Leni antwortet zu allem trotzig: Nei — (nein) — nei — nei! Es bewegt dazu abwehrend seine Hand, schüttelt sogar in unbeholfener, aber wuchtiger Art den Kopf. Im siebzehnten Monat kann Leni noch nicht „ja" sagen, ebensowenig kann es nicken, während das Kopfschütteln ihm jetzt sehr gut gelingt.

Das unausgesprochene „Ur-Nein" des Neugebornen kann aber schon bald nach dem ersten Schrei eine Durchbrechung erleiden. Mit dem „Nein", der „Ablehnung" ist gleichzeitig die polare Strebung, das „Ja", das Begehren des frühern Zustandes, gegeben. Und nun begeht der Neugeborne gleichsam seine erste „Fiktion"; er tut gewissen Lagen, Funktionen, Objekten gegenüber, die er irgendwie als mit dem intrauterinen Zustand „verwandt" empfindet, so, „als ob" sie dieser Zustand selbst wären, oder zu ihm hinführten, oder ihn ersetzten. Er gibt nach wiederholter Erfahrung diesen Dingen ein „Ja", er begehrt sie. Damit geht er den Urkompromiß mit der Welt

ein, der Vorbild aller spätern Kompromisse wird. Hug-Hellmuth kommt ungefähr zu denselben Schlüssen, wenn sie sagt:[1] „Seine (des Säuglings) ersten Gefühle gegen die Personen der Umgebung sind durchaus abwehrend und feindselig, denn alle Maßnahmen der Aufzucht empfindet er als unerwünschten Eingriff in die Beschaulichkeit seines selbstzufriedenen jungen Daseins. Er hat vorerst keinen Anlaß, auf den stillen unbehinderten Entwicklungsgang der intrauterinen Phase zu verzichten.[2] Allmählich aber lernt er die Betreuung seitens der Pflegeperson als seinem Ich wohltuend und förderlich erkennen, und er wendet einen Teil seiner Eigengefühle dieser zu, ohne darum die rein narzißtische Stufe seiner Entwicklung aufzugeben. In der Einbeziehung der Außenwelt in sein Gefühlsleben, in der Objektfindung, vollbringt das Kind seine erste Kulturleistung."

Wir erhalten damit auch eine klarere Einsicht in das Wesen der Ambivalenz, die in jeder Einstellung oder Bindung (die, wie wir gesehen haben, immer libidinöser Art ist) vorhanden ist. Die ursprüngliche Ablehnung, ich möchte sagen der Urhaß, bleibt jedem Dinge, auch dem Ich, und auch dem begehrten, dem „geliebten" Objekt gegenüber bestehen, gleichsam als der Unterton. Das Kind liebt nur, weil das Objekt einen geringen Ersatz für das eigentlich Begehrte bildet, aber der Urhaß bleibt gleicherzeit bestehen, weil dies Objekt, das von der kindlichen Seele aus gesehen Mitschuld an diesem „verhaßten" Sein trägt, nie die volle Befriedigung schaffen kann. Was wir also als Haß bezeichnen, setzt sich zusammen aus der Urablehnung einerseits und der Umkehr der „Liebe" anderseits. Diese Umkehr erfolgt aus der Enttäuschung, die das Kind erlebt, wenn es ein Objekt als Ersatz begehrt und diesen dann nicht findet. Wenn

1) Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 36).
2) Von mir gesperrt.

wir von Haß im alltäglichen Sinne sprechen, so meinen wir stets diesen letzteren.

Aus obiger Darstellung wird uns nun vieles verständlich, vor allem die stete Ambivalenz von Haß und Liebe, aber auch die Beobachtung Freuds, „daß der Haß nicht nur der unerwartet regelmäßige Begleiter der Liebe ist (Ambivalenz), nicht nur häufig ihr Vorläufer in menschlichen Beziehungen,[1] sondern auch, daß Haß sich unter mancherlei Verhältnissen in Liebe, und Liebe in Haß verwandelt"[2] (S. 49). Und noch ein Drittes wird evident: Wir haben eine Bestätigung für die Richtigkeit der Freudschen Ableitung des Destruktionstriebes aus dem Sadismus (Urhaß) und zugleich eine Erklärung für das Bestehen dieser beiden letzteren Triebe und für den auf das Ich als Objekt bezogenen Autosadismus[3] (Masochismus), der ebenfalls im Urhaß seine tiefste Begründung findet.

Es darf in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben, daß mit unserer Setzung des Urhasses, der von Alfred Adler als primär angenommene Aggressionstrieb seine Berechtigung findet; nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß weder der Aggressionstrieb noch der Liebestrieb, die eben beide libidinöser Art sind, das wirklich Primäre sind. Sie sind freilich beide dem Kinde in die Wiege mitgegeben, sind beide Versuche der Einstellung zur Welt, aber hinter beiden steht der viel größere Trieb nach dem Zustand ohne Einstellung, ohne Bindung, dem Zustand, dessen Werden durch die Aufhebung der beiden erstgenannten Triebe bedingt ist. Gerade dieses wird aber im entfachten Streit Adler kontra Freud selten oder nie berücksichtigt. Der Streit dürfte überhaupt mit unserer Erkenntnis hinfällig geworden sein.

1) Von mir gesperrt.
2) Freud: Das Ich und das Es.
3) Nach einem Ausdrucke von H. Hug-Hellmuth.

4. BINDUNGEN ANS ICH

Das erste Objekt, dem der Neugeborne „Interesse“ und „Liebe“ entgegenbringt, ist das Ich. Diese Ureinstellung, die eine rein autoerotisch-narzißtische ist, bleibt Vorbild für alle später erfolgenden Einstellungen zu irgend einem Objekte. Freud sagt darüber in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (S. 79): „Die narzißtische oder Ichlibido erscheint uns als das große Reservoir, aus welchem die Objektbesetzungen ausgeschickt und in welches sie wieder einbezogen werden, die narzißtische Libidobesetzung des Ichs als der in der ersten Kindheit realisierte Urzustand, welcher durch die spätern Aussendungen der Libido nur verdeckt wird, im Grunde hinter denselben erhalten geblieben ist.“

Wir dürfen uns aber diesen ersten Versuch einer „positiven“ Einstellung nach unsern Ausführungen über den Urhaß nicht als absolut „positiv“ vorstellen, es ist vielmehr diese erste Einstellung zum Ich auch schon deutlich ambivalent. Neben sehr gut erkennbarer Lust an gewissen Muskelempfindungen und Muskelbetätigungen weiß sich der Säugling, den sehr oft ein starkes Kratzgelüste treibt, empfindliche Kratzwunden beizubringen.[1] Erwähnter Kollege C. berichtet mir, daß es bei „Leni“ notwendig war, ihm schon in der ersten Woche die Händchen in Tuchhüllen zu stecken, weil es sich am Gesichtchen arg gekratzt hatte. — Beinahe aus allen seinen Funktionen weiß sich der

1) Siehe Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 3).

Neugeborne Quellen der Lust zu schaffen, so vor allem aus der Nahrungsaufnahme (Saugen etc.). Die Lust an dieser scheint aber ebenfalls den „grausamen“ Unterton zu besitzen, wenn nämlich das Kind jeden nur erreichbaren Gegenstand sich „einverleiben“ will, also die gesamte „verhaßte“ Objektwelt zu verschlingen trachtet, um sie so aufzuheben.

Ebendasselbe Interesse („Liebe“) bringt das Kind gleichsam dem Gegenstück der Nahrungsaufnahme, den Defäkationsakten, entgegen. Es kennt keinen Ekel, im Gegenteil: Geruch, Wärme, Weichheit und Form der Exkremente behagen ihm sehr. Die Koprophilie ist eine fast allgemeine Erscheinung der Säuglinge.

Eine Mutter berichtet mir von ihrem neunjährigen Willi, daß er immer mit großer Liebe im Kot im Bettchen gelegen habe, daß er so meist die längste Zeit mit dem Ausdruck großen Wohlbehagens still gewesen sei und dann angefangen habe, sich über und über zu beschmieren. Der Knabe selbst (ein Stotterer) erzählt mir in der Analyse, die sich fast ausschließlich um Koprophilie und Analkomplex drehte, er hätte das Schmieren nicht machen sollen, aber er habe gedacht, es sei so lustig. Er habe auch immer gedacht, woher das „Gagga“[1] komme, und wie es komme, und warum es rieche. Wir sehen in diesen Fragen das große Interesse, das der Kleine seinen Exkrementen entgegenbringt. Auch, sagt er weiter, hat es mir gefallen, weil es so Würstchen gab. Ich habe manchmal davon auf die Finger genommen und damit „gäggelet“.[2]

1) Ein Provinzialausdruck für Kot.

2) Ein von „Gagga“ abgeleitetes Tätigkeitswort, das das Spielen mit „Gagga“ wiedergibt, wenigstens nach dem wörtlichen Sinne; in der Volkssprache bedeutet „gäggele“ einfach das Spielen der Kinder überhaupt und hat seinen ursprünglichen Sinn verloren. Der kleine Hans sagt

Aber neben der „Liebe“ zum Kot, die noch eine Verstärkung erhalten mag, dadurch, daß das Liegen im warmen, weichen Kot an das Liegen im Mutterleib „erinnert“, mag auch hier wieder, wie der Nahrung gegenüber, die Grausamkeit sich äußern. Ein Teil der „verpönten“ Objektwelt ist verschluckt worden und wird nun hier als eigenes Produkt beherrscht. Es ist denkbar, daß das Kind den Urzustand, das ringsum Eingeschlossensein im Mutterleib, durch das Sichbeschmieren wieder herzustellen sucht.

Nahrungsaufnahme und Defäkationsakt sind erste Aktivierungen und geben eine Möglichkeit, die Objektwelt nicht mehr vollständig nur erleiden zu müssen.

Etwas Ähnliches wiederholt das Kind im Spiel überhaupt, ganz besonders in jenem „Verstecken und Sichfindenlassen“, welchem Spiel Freud in „Jenseits des Lustprinzips“ besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Nach dem Hinweis auf die Ambivalenz der typischsten libidinösen Funktionen des Ichs gehen wir über zu den Beziehungen des Kindes, die es zur eigentlichen, fremden Objektwelt macht, und die zu weiteren Modifikationen seines Seelenlebens führen.

---

selbst, daß die Kinder auch in der Schule „gäggelen“, und daß die ganz Kleinen, noch nicht schulpflichtigen, in die „Gäggelischule“ (ein allgemeiner Ausdruck für den Kindergarten) gehen. „Gäggelen“ wird auch etwa in zynischem Sinne dem Erwachsenen entgegengehalten, wenn er irgend eine nutzlose, dem Kinderspiel gleichende Beschäftigung treibt. Die ganze Verschiebung dürfte uns ein Fingerzeig sein für die Verdrängung, die hier stattgefunden, analog derjenigen vom Kotspielen zum Spielen überhaupt.

5. DIE ELTERNBINDUNG

a) Mutterbindung

Die erste, mächtigste und zugleich vorbildliche Fremd-Objektbesetzung macht der Neugeborne bei der Mutter. Die Bindung an sie ist neben der Ichbesetzung die am positivsten „bewertete“, die begehrteste, deren Abbild auch in allen übrigen Bindungen des Lebens irgendwie und bis zu einem gewissen Grade wiederzuerkennen ist. Wir wissen aus häufigen Erfahrungen, daß überall dort, wo die „Liebe“ eines Kindes zur Mutter in bleibenden „Haß“ umgeschlagen hat, dies jenem meist für das ganze Leben nachteilig wird.

Worin liegen nun die Ursachen zu dieser so außerordentlich starken Besetzung? Wir dürfen füglich annehmen, daß der Säugling instinktiv erfaßt, daß bei der Mutter das „Paradies“ ist, „aus dem er vertrieben worden“. Leni, das Töchterchen des Kollegen C., zeigte in den ersten Wochen einen Mangel an Vitalität (eine Erscheinung, die nach ärztlicher Feststellung ziemlich häufig vorkommt), und man hatte Mühe, das Kind aus seiner Apathie herauszubringen und zum Saugen zu veranlassen. Die zweite Woche hatte allerdings eine Ausnahme gezeigt, indem das Kind meist, wenigstens des Nachts, heftig schrie und nur ruhig wurde, wenn es an der warmen Brust der Mutter liegen konnte (Regression). Seine Sehnsucht nach dem Ort des intra-uterinen Lebens überträgt sich auf dessen Träger, der freilich

auch nie Erfüller dieses mächtigsten Wunsches wird und dem deshalb der Urhaß ebensosehr gilt wie der übrigen Objektwelt. Darum kann das Kind auch der Mutter gegenüber sadistische Züge, die aus diesem Urhaß abzuleiten sind, zeigen, und zwar sogar in dem Augenblick, wo es mit größter Wonne an der Mutterbrust saugt, einem Akte, der wohl in der ersten Phase als der am meisten lustbetonte in den Beziehungen zur Mutter bezeichnet werden kann. Aber wir dürfen bei dieser krassen Ambivalenz nicht vergessen, daß eben auch der Sadismus Lust erzeugt und deshalb nur eine Steigerung zu den Wonnen des Saugens bedeutet. Hug-Hellmuth[1] erwähnt den Fall, wo ein viermonatiges Mädchen seiner Mutter während des Gesäugtwerdens tiefe Kratzwunden an der Brust beibringt. Kollege C. teilte mir mit, daß sein Töchterchen „Leni" der Mutter schon am zweiten Tage nach der Geburt eine Brustwarze stark wund gerissen habe, was es auch in der zweiten und dritten Woche fortsetzte. Es schien den Eltern, als ob es „absichtlich" daran herumzerre, um die Schmerzen der Mutter zu vergrößern. Ich glaube, es ist nicht mehr notwendig, darauf hinzuweisen, daß das Saugen eine erste Äußerung des Sexualtriebes ist und die Lippenzone eine stark erotische Auszeichnung bekommt. Wir wissen, daß erstens fast jede Bewegung, und die Nahrungsaufnahme, wie wir sahen, ganz besonders, lustbetont ist, oder doch Lust zuführen soll, und daß zweitens das Kind es versteht, in seinem autoerotischen Trieb, jeden einzelnen Körperteil, ja jede Stelle am Körper zur Lustquelle zu machen, denn immer und immer ist sein größter narzißtischer Trieb der, sich von der Umwelt unabhängig zu machen. Wenn wir gesehen haben, daß jede Lustgewinnung nur Ersatz ist für den nicht mehr zu er-

1) Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 3).

reichenden alibidinösen Zustand, so fällt dieser Ersatzcharakter besonders dem Ludeln und Lutschen zu, und es scheint mir gar nicht mehr so sehr von Wichtigkeit, zu betonen, daß das Ludeln besonders sexuellen Einschlag hat und niemals nur als Ersatz für die Nahrungsaufnahme angesehen werden darf. Da wir ja gesehen haben, daß die größte Konzentration der Libido sich auf jene Funktionen bezieht, so ist es ohneweiters einleuchtend, daß diese Konzentration bereits ebenso groß sein muß in bezug auf den Ersatz, nämlich das Ludeln. Es muß überhaupt der ganze Vorgang des Saugens (wie auch seines Ersatzes) das Kind am meisten „erinnern" an das intrauterine Sein, vielleicht weil es damit die engste Wiedervereinigung mit der Mutter erlebt, welche es eben, in beständigem Hangen an ihr, trinkt, in sich aufnimmt, sich „einverleibt". Hug-Hellmuth[1] erzählt eine seltsam anmutende, aber in diesem Zusammenhang verständliche Tatsache:

„Ich habe bei meinem Neffen wiederholt beobachtet, daß bei dem durch die Nacht fortgesetzten Lutschen sich am Morgen an den Fingern der dem weiblichen Genitale spezifische Geruch bemerkbar macht, und diese Wahrnehmung haben mir mehrere Mütter bestätigt. Dieser Geruch dürfte durch die stundenlange Einwirkung des Speichels auf die Haut der Finger zustandekommen. Es scheint, als ob die Geruchsempfindung mit einbezogen ist in die durch das Ludeln erzeugte Lust; tatsächlich hat mein Neffe in seinem vierten Jahre, als versucht wurde, ihn von dieser Gewohnheit unter Hinweis auf den üblen Geruch des Fingers abzuhalten, erwidert: ‚Oh, das riech' ich gern!'[2] Diese Bevorzugung stammt möglicherweise von den

1) Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 5).

2) Das folgende von mir gesperrt.

Geruchserinnerungen an den uterinen Zustand her". Eben eine solche Erinnerung an diesen Zustand kann beim Saugen an der Brust die Wärme und Weichheit des Mutterleibes auslösen. Ähnlich wirken auch die Wärme des Bades und des Bettchens.[1] „Die laue Wärme des Bades, der geringe Widerstand der Flüssigkeit mag in dem Säugling eine dunkle Erinnerung an seinen fötalen Zustand wachrufen und ihn veranlassen, die pränatale Stellung der hochgezogenen Beine und der an den Körper gebeugten Arme einzunehmen. Diese Lage wird von vielen Kindern jahrelang im Schlafe bevorzugt und das Anpressen der gekreuzten Arme an die Brust, wie dies Kinder und Erwachsene beim Anhören gruseliger Geschichten üben, scheint mir ein Überbleibsel aus der prähistorischen Periode des Kindeslebens zu sein."

Wir sehen aber neben der „Liebe" zu all diesen Dingen, und ganz besonders zur Mutter, die ja überall irgendwie dabei mitbetätigt ist, wie der Urhaß Unterton ist; das zeigt sich gelegentlich darin, daß das sonst geliebte Bad plötzlich heftig abgelehnt wird, daß das sonst mit Befriedigung aufgenommene Ins-Bettchen-Legen ohne verständliche Motivierung abgelehnt wird, ja es können zum Entsetzen der Mutter sich plötzlich, für sie absolut rätselhaft, heftige Trotz-, ja sogar Wutäußerungen zeigen. Der frühere „Autosadismus" überträgt sich auf das fremde Objekt und wird zum eigentlichen Sadismus. Wir kennen genügend Beispiele aus unsern eigenen täglichen Erfahrungen, wie grausam kleine Kinder sein können, wie sie jauchzend der Mutter ins Gesicht schlagen, sie kratzen, ihre Fingerchen irgendwo in die Haut der Mutter einzukrallen und zu zerren versuchen, wie sie, wenn die ersten Zähnchen da sind, beißen. Oft begleiten diese Aktionen sichtlich diabolisch-gierige Gesichtsausdrücke.

---

1) Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 13).

Auch hier wieder erkennen wir die starke Ambivalenz, indem gerade den Objekten und Funktionen höchster Lustbetonung gegenüber, eben weil sie immer doch nur Ersatz bleiben und nie volle Befriedigung bringen, gleichsam aus Rache dafür und damit zur Steigerung der Lust, die Aggression eine heftige wird.

b) Vaterbindung

Wie die Einstellung zu allen Objekten, die natürlich Personen (auch Tieren) gegenüber meist am intensivsten ist, so ist auch die Einstellung zum Vater keine prinzipiell andere als die bereits nachgewiesene zur Mutter. Es ist eine Tatsache, die nach dem Gesagten über die Mutterbindung verständlicher ist, daß eine Einstellung des Säuglings zum Vater erstens viel später erfolgt und zweitens eine viel „kühlere" ist als diejenige zur Mutter. Er kommt als Libidoobjekt erst überhaupt nicht und auch lange Zeit später nur ganz minim in Betracht. Das Kind äußert ihm gegenüber das Fremdheitsgefühl, das ja anfänglich der gesamten Objektwelt gilt und so wie dieser letzteren, gibt es auch dem Vater die Abneigung kund. Erst nach und nach, nachdem mit der positiven Besetzung der Mutter tiefgreifende „Erfahrungen" über den fremden Menschenleib gemacht worden sind, vermag es eine „Übertragung" zu bilden von der Mutter zum Vater, und erst dann wagt es auch eine analoge Besetzung beim Vater, die dann in geringerem Grade genau dieselben Erscheinungen zeigt, wie wir sie bei der Mutter nachgewiesen haben, also auch die Ambivalenz.

Ich habe bis dahin nur gesprochen von der rein autistisch-narzißtischen Ureinstellung der prägenitalen Organisation des Säuglings, und zwar ohne, wie dies Freud z. B. tut,[1] eine be-

1) Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (S. 60).

sondere Abgrenzung zwischen einer oral-kannibalischen und einer sadistisch-analen Phase zu machen, die gewiß ihre Berechtigung hat, aber mir in unserem Zusammenhang als von geringerer Bedeutung erscheint. Beide Phasen greifen ineinander über, und es erhellt ja ohneweiters, daß die zweite, die nach Freud als die spätere bezeichnet wird, eben deshalb als die spätere erscheint, weil das Kind erst später für den Außenstehenden leicht wahrnehmbare Äußerungen seiner sadistisch-analen Aktivität zu realisieren vermag. Zudem wird die sadistische Betätigung auch erst im Gegensatz zur vollzogenen „positiven" Besetzung als „auffallend" wahrgenommen. Daß der angenommene Urhaß und der damit verbundene Sadismus bereits auch schon in der ersten oral-kannibalischen Phase vorhanden ist, dürfte durch die Hinweise auf sadistische Äußerungen des Säuglings schon während der ersten Tage durch Freyer, Scüpin, Hug-Hellmuth etc. genügend erwiesen sein. Ich erinnere nur noch an die bereits erwähnten sadistischen Akte des Töchterchens meines Kollegen C., das damit schon am zweiten Tage begann.

* * *

Wir haben noch beizufügen, daß auch in der Geschwisterbindung sich nichts prinzipiell Neues zeigt. Geschwisterzank und Geschwisterliebe wechseln fast tagtäglich. Meist sind Eifersucht und Herrschgelüste Hauptmotive zur negativen Einstellung. Aber auch der Geschlechtsunterschied spielt hier schon eine große Rolle. Bruder und Schwester können in eine so große positive Bindung geraten, daß es ihnen nicht möglich wird, im späteren Leben sich zu trennen und eine Ehe mit fremden Menschen einzugehen. Die Menschen sind ihnen eben immer zu „fremd".

Gewaltige Komplikationen sowohl der Ich- als auch der Eltern- und Geschwisterbindung zeigen sich nun erstens in der Erschei-

nung der durch die Menschen in die Objektwelt gesetzten und von ihnen vertretenen Tatsache, das Lustbegehren und das Lustgenießen mit einem Tabu, einem Verbot zu belegen und zweitens durch die langsame Entwicklung des Kindes zur genitalen Organisation und damit der dämmernden Erkenntnis vom Geschlechtsunterschied.

Wenn wir auch für das Verhalten des Kindes gegenüber beiden Phänomen eine phylogenetisch ererbte Disposition annehmen müssen, so „erlebt" sie das Kind doch erst ziemlich spät als vom Objekt herkommend.

Schon aus diesem Grunde lehnt sie das Kind ursprünglich, wie alles von außen Kommende ab. Beide Tatsachen drängen sich ihm auf, es muß schließlich sich mit ihnen abfinden und geht nach dem Vorbild des Urkompromisses auch mit ihnen einen Kompromiß ein, der die Urambivalenz in ganz neuen Modifikationen zeigt.

Es ist schwer zu sagen, welche von beiden Erscheinungen auf das Seelenleben einschneidender einwirken. Wir beginnen mit den Ausführungen über die organische Erscheinung des Geschlechtsunterschiedes, weil das Lustverbot sich ja ganz besonders auf die eben in die Geschlechtsteile zentralisierte Lust bezieht. Auf das Kind allerdings ist das Lustverbot wirksam meist lange bevor es eine Ahnung vom Geschlechtsunterschiede hat.

---

6. DER GESCHLECHTSUNTERSCHIED

Wir haben gesehen, wie der Säugling anfänglich seine Libido hauptsächlich auf die Funktionen der Nahrungsaufnahme, Verdauung und Defäkation verlegt. Neben den auf den ganzen Körper verteilten erogenen Zonen haben diejenigen Körperteile, vor allem also Mund und After, an die jene Funktionen gebunden sind, eine Vorzugsstellung, die, wie Freud nachgewiesen hat,[1] sich oft auch später beim Erwachsenen noch eine Vorzugsstellung zu wahren wissen.

Meist sehr früh schon tritt nun neben die erwähnten erogenen Zonen eine neue, nämlich die genitale, in den Vordergrund des Interesses. Wie der Säugling eben alle Verrichtungen seines Körpers nach und nach lustvoll zu erleben versteht, so erlebt er auch die Harnentleerung lustvoll, die wegen ihrer großen Verwandtschaft mit der Defäkation (es wird ja auch eingenommene Nahrung ausgeschieden) dieselben Erscheinungen aufweist. Der warme Urin, der die Haut (Genitale, Beine etc.) überläuft, erinnert an den fötalen Zustand und löst Lust aus. Zu dieser Reizung kommen diejenigen der Waschungen etc. hinzu. Freud sagt:[2] „Durch die anatomische Lage, die Überströmung mit Sekreten, durch die Waschungen und Reibungen der Körperpflege und durch gewisse akzidentelle Erregungen (wie

1) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

2) Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (S. 51).

die Wanderungen von Eingeweidewürmern bei Mädchen) wird es unvermeidlich, daß die Lustempfindung, welche die Körperstelle zu ergeben fähig ist, sich dem Kinde schon im Säuglingsalter bemerkbar mache und ein Bedürfnis nach ihrer Wiederholung erwecke. Überblickt man die Summe der vorliegenden Einrichtungen und bedenkt, daß die Maßregeln zur Reinhaltung kaum anders wirken können als die Verunreinigung, so wird man sich kaum der Auffassung entziehen können, daß durch die Säuglingsonanie, der kaum ein Individuum entgeht, das künftige Primat dieser erogenen Zone für die Geschlechtstätigkeit festgelegt wird."

Die Säuglingsonanie ist wenigstens bei Knaben (bei Mädchen äußert sie sich mehr in dem Zusammenschließen der Oberschenkel) eine ziemlich allgemeine Erscheinung. Nach Freuds Konstatierung pflegt der Sexualtrieb der Genitalzone nach kurzer Dauer seiner Befriedigung durch die Onanie abzunehmen, um erst so gegen das vierte Altersjahr wieder zu erwachen. Von hier ab fängt alles Interesse an, sich immer mehr auf die Genitalien zu richten, weil hier (meist auch schon früher, aber oft auch erst sehr viel später) die Erkenntnis des Geschlechtsunterschiedes von Mann und Frau, sich bildet. Wir werden sehen, wie einschneidend die Tatsache dieser Erkenntnis für das Seelenleben des Kindes wird, wie sehr vor allem es diese wie alles Neue ablehnt und verdrängt, wohl weil sie es zu einer neuen Sonderung zwingt und den Gegensatz Subjekt — Objekt vergrößert.

Die ersten Zeichen einer Verstandesentwicklung zeigen sich im Gedächtnis des Kindes. Es versteht einmal entdeckte Lustquellen wieder zu finden. So richtet sich, wie wir sahen, anfänglich sein ganzes Interesse auf die Nahrungsaufnahme und die Ausscheidung der Exkremente. Wenn auch später bei den ersten Sprachversuchen der Interessekreis des Kindes bereits ge-

waltig erweitert ist, so sind doch die ersten Laute oft unzweideutig mit der Nahrung und den Exkrementen in Beziehung zu bringen, so das bekannte A — — a und Ä — — ä.

Ist die Sprache weiter entwickelt, dann bringt das Kind auch seine ersten Fragen, die, falls nicht bereits starke Dämme in ihm errichtet sind, sich ähnlich wie bei dem erwähnten Willi auf die Exkremente beziehen, „woher sie kommen, wie sie kommen, warum sie so riechen". Willi zeigte überhaupt ein außerordentlich reges Interesse für den Vorgang der Verdauung. Es ist anzunehmen, daß die Antwort auf die Frage der meisten Kinder „woher (von was und wie?) komme ich?" von ihnen gefunden wird im Vergleich mit den eigenen „Schöpfungen", „Kindern" (Exkrementen). Für das Kind ist ja anfänglich alles „beseelt", und es mag die Lust am Kneten und Formen der Exkremente auch eine Begründung darin finden, daß das Kind eben aus seinen „Schöpfungen" „Kinder" zu formen versucht. Willi sagte, das „Gagga" habe ihm so gefallen, weil es so „Würstchen" gab, und weil man es drücken und formen konnte.

Der ganze Wiß-, Forscher- und Schöpfungstrieb des Kindes ist in seiner Auswirkung immer nur ein erneuter Versuch, die Urambivalenz aufzuheben, und zwar nun nicht mehr ausgesprochen regressiv durch die Ablehnung des postnatalen Seins, sondern durch die Bemächtigung, das Einfangen, die „Einverleibung" der Objektwelt.

Wenn wir sagten, daß das Ziel aller Wollungen ihre Selbstaufhebung ist, so würde natürlich auch mit der „Einverleibung" der Welt die Möglichkeit gegeben sein, den urnarzißtischen Zustand wieder herzustellen, jede weitere Strebung überflüssig zu machen, die Ambivalenz aufzuheben. Dies vermag der Säugling anfänglich auch tatsächlich in weitgehendstem Maße zu vollbringen; er „verleibt" sich die Welt ein und ist so das Ein und

das Alles. Spätere Träume der Kinder, in denen sie von Hexen etc. verschlungen werden, eine Tatsache, die sich auch in den Märchen wiederfindet, mögen eine Umkehrung und Selbstbestrafung sein für ihr „Verschlingen" der Mutter, zugleich aber liegt darin auch der Wunsch, verschlungen zu werden, um in den Mutterleib zurückkehren zu können. Diese narzißtische Einheit wird durch die wachsende „Erkenntnis" des Kindes immer mehr durchbrochen, indem es langsam „merkt", daß sein Verschlingen eine Selbsttäuschung war, daß von der Welt noch sehr viel bestehen bleibt. Nach und nach äußert sich darum immer heftiger sein Sadismus, und damit wird auch die Spaltung im Kinde größer.

Wir haben noch als Beweis für die Behauptung, daß das Kind seine „Geburtstheorien" in Analogie mit dem Defäkationsakt finde, ein typisches Beispiel zu bringen:

Der kleine Willi[1] dachte sich, die Mutter habe ein Stück Fleisch gegessen, dieses wuchs in ihr und zuletzt kam hinten (Anus) ein Kindlein heraus. Er grübelte viel darüber nach, „wie es wohl so ein Stück Fleisch" geben könne und vor allem, wie dieses Kinderform bekommen könne, und ob das Kindlein in der Mutter auch schon gelebt habe. Wir sehen, es sind Probleme, die er sich bereits bei seiner Defäkation gestellt hatte, und die er dort nicht zu lösen vermochte. Interessant ist, daß er das Lebendigwerden nun einer Geheimkraft zuschreibt. Die Mutter wird krank, wenn sie das Stück Fleisch gegessen hat, der Arzt muß kommen und muß ihr ein „Mittel" (Arznei) geben, und dies bewirkt dann, daß aus dem Stück Fleisch das Kindlein wird. Das „Mittel" holt der Arzt aus der Apotheke, wo es aus einem ganz seltenen Kräutlein gemacht wird.

---

1) Vgl. S. 31 f.

Zwischen dem dritten und fünften Jahr ungefähr erlebt das Kind, sei es durch ein akzidentelles Erleben, verbunden mit Exhibition und Schaulust, sei es durch fremde Aussagen, daß es noch Menschen gibt, die anders beschaffen sind als es selbst. Es fühlt sich durch diese Sonderung unsicher geworden, ist nie recht klar, welche Rolle ihm selbst zugefallen ist oder noch zufallen wird.[1]

Es setzt sich darum ohneweiters über die Tatsache hinweg und vereinheitlicht, um nicht in weitere Widersprüche dieses Seins hineingerissen zu werden. Knaben und Mädchen vertreten die Annahme des männlichen Genitales und trösten sich, daß es dem Mädchen eben noch wachsen müsse. Erst nachdem immer neue Wahrnehmungen das Kind schließlich zur Korrektur seiner Hypothese zwingen, beginnen seine neuen Seelenkämpfe. Es finden Umschaltungen statt, und die Ambivalenz erfährt neue Fixierungen und Komplikationen. Aber auch hiebei versucht es immer wieder mit neuen Fiktionen die verlorene Einheitlichkeit wieder herzustellen.

Ein über zehn Jahre alter Knabe, namens Kurt, ist noch immer der Ansicht, daß Knaben und Mädchen ein „Schneggi"[2] (Penis) besäßen. Er hat vor Jahren einmal in der Badeanstalt ein kleines Mädchen nackt gesehen und beobachtete dabei auch sein „Schneggi". Dort muß er das Urbild des weiblichen Penis in sich aufgenommen haben. Er sagt: Das „Schneggi" ist rund wie eine Kugel, fast wie eine Wurst und hängt vorn herunter

1) Dr. Th. Reik berichtet in seinem Buche „Der eigene und der fremde Gott": Ein fünfjähriger Knabe äußerte, als die Mutter ihm ein Stück Torte verweigerte, zornig: „Wenn ich mal Mama sein werde, werde ich meine Kinder auch so behandeln." (S. 24).

2) Verkleinerung für Schnecke. Ein hier gebräuchlicher Ausdruck für Penis.

wie beim Knaben. Das Mädchen hat kein Säcklein (Hodensack), dafür ist sein „Schneggi" größer als dasjenige des Knaben. Hinten und vorn ist es gleich dick und hat nur ganz zuvorderst eine kleine Spitze (Klitoris). Es geht weit in den Bauch hinein, beim Knaben aber nicht. Beim Mädchen ist es dick und kurz, beim Knaben dünn und lang. Das Mädchen aber hat kein Säcklein bekommen, weil dieses sonst vielleicht länger gewesen wäre, als das „Schneggi" (womit er wohl die Vorstellung der Koitusbehinderung verband). Er erklärte mir übrigens vorerst, daß zuerst alle Kinder Mädchen seien, und daß, wenn man daraus einen Knaben machen wolle, man das Mädchen als Knaben taufen müsse, und daß damit dann das Säcklein wachse. Ich glaubte erst, die Freudsche These, daß nämlich das Kind allgemein die Annahme des männlichen Genitales mache, korrigieren zu müssen, merkte aber dann, daß diese Idee Kurts nur eine Ersatzbildung war für die verdrängte Kastrationsidee, die schließlich dann auch zum Vorschein kam in der besonderen Form, daß nämlich dem Mädchen das „Schneggi" abgeschnitten und dann wieder eingesetzt worden sei. Das Fleisch sei hierauf darüber gewachsen und nur ein Teil sei „dick davor" geblieben.

Ein anderer zehnjähriger Knabe, Alfred, der noch in diesem Alter keine klaren Begriffe von den beiden Geschlechtern hat, berichtet mir folgendes: „Als ich etwa fünf Jahre alt war, sah ich einmal, wie das kleine Schwesterlein gebadet wurde und daß es nur eine „Ritze" hat. Ich dachte, das sei so, damit man unterscheiden könne, was ein Knabe und was ein Mädchen sei. Vorher habe ich gedacht, Frauen und Männer seien gleich, so wie ich. Als aber das Schwesterlein größer wurde und ich es immer gleich sah, dachte ich, man habe ihm das Gliedlein abgeschnitten und dann eine „Ritze" gemacht. Ich habe dann lange, lange Zeit Angst gehabt, man schneide mir

das Gliedlein auch ab (Kastrationsangst). Das hätte weh getan, und ich wollte lieber ein Knabe sein."

Eine erste Fixierung der Ambivalenz geschieht beim Kinde nun dadurch, daß es seine beiden Triebrichtungen Nichtwollen — Wollen (Passivität — Aktivität) nach außen projiziert und in Frau und Mann (Mutter und Vater) Personifikation dafür findet. Die Frau (Mutter) vertritt nun jene Kraft, die zurück will ins pränatale Sein (Regression), und der Mann (Vater) die Kraft, die sich dieses, des postnatalen Seins bemächtigt. Und da nun in jedem Augenblicke im Kinde beide Kräfte wirksam sind, so ergibt sich sowohl für die männliche wie für die weibliche Person eine doppelte Wertung. Die Frau erhält positive Wertung, weil sie das Wesen ist, in dem die Kraft der Regression verkörpert ist („das ewig Weibliche zieht uns hinan") und wird verachtet, weil sie für dieses Sein kraftlos, schwach erscheint. Der Mann dagegen wird bewundert als der Vertreter der Kraft, die die Objektwelt und damit dieses ganze Sein meistert, beherrscht, und wird „gehaßt", weil er zu eben diesem Sein zwingt.

Es war bei jenem Alfred außerordentlich interessant zu verfolgen, wie sich seine ganze Ambivalenz des Wollens und Nichtwollens mit den Begriffen Mann und Frau verknüpfte. Das Schwanken zwischen beiden Idealen zeigte sich auch darin, daß er spielend bald aus sich selbst ein Mädchen machte und aus dem Schwesterlein einen Knaben und bald wieder das Umgekehrte in seiner Phantasie vollzog. Sein ganzer Kastrationskomplex war ungewöhnlich kompliziert. Vor allem versuchte er sich anfänglich immer wieder dadurch vor dem einerseits durch die Elternbindung gewünschten und anderseits aber doch gefürchteten Mädchenwerden zu retten, indem er sich tröstete, wenn man ihm das Gliedlein auch abschneiden würde, so hätte er die „Ritze" dann immer noch nicht. Wenn er aber dann

wieder das Schwesterlein mit der „Wunde“ sah, dann wurde die Angst wieder sehr groß, der Vater würde es ihm abschneiden und dem Schwesterlein anhängen und aus diesem einen Buben machen, weil er das Schwesterlein lieber hatte. Wir sehen, daß Alfred hier die Bevorzugung des Schwesterleins durch den Vater noch nicht mit dem Geschlechtsunterschied in Verbindung bringt, d. h. nicht in der uns bekannten Form, nach der der Vater das Mädchen mehr liebt. Dieser macht vielmehr aus seinem „Liebling“ einen Knaben, weil Knaben in der Welt mehr gelten. Langsam dämmert dem kleinen Alfred aber doch auf, daß der Vater eben die Mädchen überhaupt bevorzugt. Er befürchtet nun die Kastration nicht mehr, weil der Vater mit seinem Gliedlein aus dem Schwesterchen einen Knaben machen will, sondern weil der Vater eben auch aus ihm ein Mädchen machen will. Er fängt darum schon sehr früh an, sich als Mädchen feminin zu betragen, um dem Vater zu gefallen. Aber die Ambivalenz wird noch erhöht dadurch, daß, wie ein Traum mir zeigte, auch die Mutter die Kastration begehrt. Alfred stellt sich vor, auch die Großmutter (mütterlicherseits) hat einst durch Abschneiden aus seiner (Alfreds) Mutter, die ursprünglich ein Knabe war, ein Mädchen gemacht, damit sie später, wie dies auch lange geschah, als zwei Frauen zusammenleben könnten. Und nun fürchtete er, daß auch die Mutter ihm gegenüber vom selben Wunsche eingenommen sei, er befliß sich also auch ihr gegenüber, die er anderseits gerade wegen ihrer entgegengesetzten Geschlechtlichkeit liebte, sich als Mädchen zu betragen. Die Bindung an beide Eltern zwang ihn also zum Mädchensein, das er deshalb herbeiwünschte. Dem stand der ursprüngliche Wunsch, ein Knabe zu sein gegenüber, der aus dem allgemeinen günstigen Urteil über Knaben und der Angst vor dem Schmerze der Kastration sich bildete. Dies gab er unzweideutig einmal dadurch zu ver-

stehen, daß er, als er und sein Schwesterlein einen gleichen blauen Filzhut trugen, weswegen man ihn gelegentlich auch auslachte und „Mädchen“ nannte, energisch forderte, daß man ihm einen neuen Hut kaufe. Er suchte dann in der ganzen Stadt herum in allen Geschäften eine Wettrennerkappe. Er wollte eine solche besitzen, wie der Vater sie trägt.

Aus dieser verzwickt ambivalenten Lage rettete sich der Knabe schließlich dadurch, daß er beide Geschlechter ablehnte und jenen Gedanken, der ihm erst nur Abwehr gegen das Mädchensein war, ausbaute. Immer hatte er sich damit getröstet, wenn ihm auch das Gliedchen abgeschnitten würde, so fehlte ihm ja immer noch die „Ritze“. Und als er schließlich von dem ewigen Hin und Her ermüdet war, da dachte er (immer nach seinem Bericht), als er wieder einmal dem Abschneiden nachgrübelte, er wolle sich jetzt diese Frage aus dem Sinne schlagen, ob er ein Knabe oder Mädchen sei, es sei gleichgültig, er wäre zwar lieber ein Knabe geblieben. Die Flucht aus dem Kampf, aus der Ambivalenz war damit eingeleitet. Er machte sich zum Neutrum und dachte schließlich, die Eltern wollten dadurch, daß sie ihm das Gliedchen abschneiden würden, ohne die Ritze (Vagina) zu machen, aus ihm einen einzigartigen Menschen machen, der ganz anders sein würde als alle Frauen und Männer der ganzen Welt. Das abgeschnittene Gliedchen würden jene aber bloß gebrauchen, um es vorn beim Gartenschlauch zu befestigen, damit man besser den Garten spritzen könne. Wir sehen, das Glied hat jetzt nur mehr einen ganz nebensächlichen Wert.

Alfred begehrt sogar die Kastration. Einen ähnlichen Fall berichtet Pfister.[1] Dort vollzieht der Knabe selbst in seinem

1) O. Pfister: Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen (S. 290.)

Träumen und Phantasieren die Kastration, und „wißbegierig will er erfahren, was aus dem Amputierten wird".

Für Alfred sind überhaupt Mann und Frau ziemlich wertlos geworden; das, was von ihm zuvor doppelt begehrt wurde, wird jetzt regressiv, erstens, weil nicht erreichbar, und zweitens der Ureinstellung zur Welt entsprechend, auszuschalten versucht. Damit ist auch ein stark gefühlsbetontes Hin- und Hergeworfensein aufgehoben, eine Art Einheit hergestellt, in der es ganz gleichgültig ist, ob man dasselbe Ding positiv oder negativ werte. Darin glaubt die Forschung (Bleuler etc.) in Analogie zum Zustand der Paranoiker, die große Ambivalenz zu sehen. Wir dürfen aber dabei nicht vergessen, daß gerade durch die Gleichgültigkeit den Gegensätzen der Objektwelt gegenüber eine weitgehende Unabhängigkeit erreicht wird und damit ein Zustand, der dem urnarzißtischen nahekommt, der eine Art Einheit darstellt. Wenn diese uns auch nur als eine fiktive erscheint, so wird sie vom Subjekt eben doch „erlebt".

Alfred glaubt ein „Auserwählter" zu sein und begehrt die zugleich gefürchtete Kastration. Wir haben mit unserm Fall einen neuen Einblick in die Psychologie des „Auserwählten" erhalten. Er entwertet und schaltet die ihm verhängnisvoll erscheinende Tatsache der Geschlechtstrennung in Mann und Weib aus, macht sich zum Neutrum und wird so von der Ambivalenz dieses neuen Gegensatzes befreit. Alfreds Bericht ist die typische Darstellung der „Hamletbindung".[1]

Zugleich sahen wir, wie mit der Fixierung der Ambivalenz auf die Geschlechter, auch die Elternbindung eine außerordentlich kompliziertere wird, als wir sie anfänglich dargestellt haben. Es sollen nun im nächsten Kapitel diese Komplikationen weiter beleuchtet werden.

1) Siehe auch O. Pfister: Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen (S. 251 bis 258).

7. DAS LUSTVERBOT

a) Allgemeines

In dem kurzen Hinweis (siehe Einleitung) auf die phylogenetische Entwicklung versuchte ich anzudeuten, wie die Gefühlsbindungen der Glieder der Urfamilie (Urhorde) an ihren Vater (Führer), der rein narzißtisch (entsprechend dem Kinde) sich auszuleben versuchte, ambivalenten Charakter erhielten. Der Urvater begehrte alle Lust für sich, vor allem aber die sexuelle Befriedigung. Er vertrieb darum seine zur Geschlechtsreife herangewachsenen Nebenbuhler und wurde sodann von ihnen, die sich verbündet hatten, erschlagen. Der Mord verbesserte nichts an der Lage. Jeder begehrte in des Vaters narzißtischer Stellung zu sein. Das ganze Ringen führte als Ablenkung zur Einführung des Totemtieres, das mit hauptsächlich zwei Tabuverboten belehnt wurde: erstens der Exogamie (für die Glieder der Familie oder Sippe) und zweitens dem Verbot, das Tier zu töten.

Das Totemtier ist ein Vatersurrogat. Die beiden Tabus, die für jeden Clangenossen bindend wurden, sind die Urverbote gegen die größte und begehrteste Lust, gegen die Liebe des Sohnes zur Mutter (Inzest) und gegen den durch die Unterdrückung erfolgten Vatermord.[1] Beide Begehren und beide Ver-

1) Näheres siehe Freud: Totem und Tabu.

bote gehören auch heute noch zu den stärksten Polen, zwischen denen das sittliche Leben pulsiert (Ödipuseinstellung). Es ist nur eine Variante desselben Komplexes, wenn die Tochter den Vater für sich begehrt und von der Mutter verhindert wird. Das Lustverbot war ursprünglich nur gegen die dem Hordenführer unterstellten Glieder gerichtet gewesen und auch nur für sie verbindlich. Später aber, nach Einführung des Totems, wurde das Gebot der Exogamie innerhalb des Clans für alle Genossen bindend. Das Inzestverbot gilt darum auch in der heutigen Gesellschaft nicht nur den Kindern, sondern ebensosehr den Eltern. Im Geschlechtsunterschied, der die Grundlage bildet zur größeren Bindung des Sohnes an die Mutter, der Tochter an den Vater, liegt auch die tiefste Ursache zum Entstehen des Inzestverbotes, das seinerseits Urbild aller übrigen Lustverbote ist. Es ist die Tragik und wohl auch „Rettung" der Menschheit, daß sie sich früh schon und immer erneut gegen den einzigen Ersatz für das verlorene „Paradies" des urnarzißtischen Seins, gegen die Lustbefriedigung, Dämme errichtet hat, Dämme, die so tief im Wesen jedes einzelnen aufgeführt sind, daß wir auch bereits im Neugebornen organisch bedingte Dispositionen annehmen müssen. Solche Dämme sind der Ekel, die Scham und alle die bekannten ästhetischen und moralischen Anforderungen.

Das Lustverbot reißt gleichsam die Wunde der Urambivalenz wieder auf. Die Lust, die eine Möglichkeit zur „Versöhnung" mit diesem Sein ergeben hätte, wird verboten. Dies muß das Kind zu neuer Ablehnung des ganzen Seins, zu Trotz, zu verstecktem Befriedigen und der damit verbundenen Angst, zu Verdrängung, Widerstand und nervöser Erkrankung, als einem möglichen Ausweg, führen. Das Lustverbot bedeutet also eine neue, vielleicht schwerste Komplikation für das Seelenleben. In der narzißtischen Einstellung des

Säuglings zur Welt gab es für ihn nur Begehren und Ablehnen, weil kein erreichbar Begehrtes letzte Befriedigung brachte. Im Lustgenießen war ein Ersatz gegeben und der krasseste Riß in der Seele damit geheilt. Mit dem Lustverbot aber wird die Ambivalenz gleichsam auf die Spitze getrieben. Dem beständigen Begehren nach Lust steht das beständige Verbot gegenüber. Damit wird auch das Erreichbare unerreichbar. Und wo trotzdem Lust genossen wird, da ist das Genießen nie mehr rein. Immer schleicht eine störende Macht, der Dämon des Verbotes, sich hinein, paart das Genießen mit Angst, Scham, Ekel und gestaltet es um zu seinem Gegenteil. Es ist nur die Kehrseite dieser Ambivalenz des Erlebens, wenn der Mensch Leid und Schmerz, die Gegenstücke zu Genuß und Lust, sucht, sie „genießt", vor ihrer Flucht warnt und das „Kreuztragen"[1] als Mittel zur Erlösung preist. Aber wir dürfen nicht unbeachtet lassen, daß vielleicht auch darin ein tieferer Sinn liegt: Lust bindet an dieses Sein, macht es begehrenswert, Leid und Schmerz aber führen zur Abkehr, und sie entspricht der Urablehnung, dem Urhaß, führt also auf regressivem Wege direkt zur ersehnten „Erlösung".

Wir sahen, wie der Säugling noch unbehindert seiner Lust frönt. Die Zerrissenheit, die, hervorgerufen durch das Lustverbot, das narzißtisch einheitliche Erleben stört, wird also größtenteils von den Eltern auf das Kind übertragen.

Oft herrscht in der Kinderstube eine beständige Unterdrückungsarbeit. Und was muß ja nicht alles unterdrückt werden: Das Schreien, der Trotz, das Zappeln, das Kratzen, das Nacktseinwollen, das Spielen mit dem Genitale, die ganze Urethral- und Analerotik, die Koprophilie usf.! Oft setzt hier schon die

1) Über das Kreuztragen siehe Reik: Der eigene und der fremde Gott (S. 112 u. f.).

erste Züchtigung ein, die es bewirken kann, daß eine bleibende Furcht und Entfremdung das Kind ergreift. Hug-Hellmuth sagt darüber:[1] „Zorn und Trotz (des Kindes) werden scheinbar unterdrückt, ohne daß sich die Eltern der Gefahr bewußt werden, der sie die Charakterentwicklung des Kindes und das einstige Verhältnis des Kindes zu ihnen aussetzen. Mancher Vater, der sich rühmt, sein Kind hätte nur ein einziges Mal offenkundig Trotz gezeigt und nach erhaltener Züchtigung nie wieder gewagt, sich gegen seinen Willen aufzulehnen, weiß nicht, daß er damals den Grund legte zu dauernder Entfremdung zwischen sich und dem Kinde."

Die Mutter des bereits erwähnten Willi[2] erzählte mir, der kleine Knabe sei immer furchtbar erschrocken, wenn sein Vater nur laut gesprochen habe, wohl weil er ihn oft angeschrien habe. Willi sei, so wie er des Vaters Stimme in der Nähe gehört habe, zusammengezuckt und sein Gesichtchen habe sich krampfhaft verzerrt. Der Knabe ist ein Stotterer geworden und die Mutter wollte die Ursache der Symptombildung auf des Kindes Furcht vor des Vaters Strenge zurückführen. Sie tat es mit einigem Recht. Es zeigte sich aber, daß ein doppeltes Lustverbot, das vom Vater ausging, Ursache zu starken Verdrängungen des Knaben wurde, die dann ihrerseits Ursache zur Symptombildung wurden.[3]

Es ist klar, daß solche Schreckerlebnisse die Zerrissenheit des Kindes erhöhen. Pfister[4] gibt einen interessanten Fall, wo die Zerrissenheit sogar körperlich empfunden wurde (S. 96). Der Analysand beschäftigt sich viel mit einer Tagesphantasie.

1) Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 25).
2) Vgl. S. 31 und 43.
3) Der Fall soll im nächsten Kapitel Erwähnung finden.
4) O. Pfister: Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen.

Der im zwölften Jahre stehende Knabe hat das Gefühl, der Mond schnüre ihn auseinander, als wollte er ihm den Brustkorb durchschneiden. Der vom Mond beschienene Teil des Körpers gehöre dann nicht mehr zum übrigen. Die Einfälle führten den Analysanden darauf, daß er als kleines Kind, wenn der Vater ihn anschrie, den Nacken (angstvoll) hintenüberlegte und ihn starr ansah. Er erinnert sich dabei an eine bestimmte Situation: „Der Vater stand einmal an der Türe, da schrie er mich wegen einer Sache an. Ich weiß nicht mehr, worum es sich handelte, aber ich entsinne mich, daß er mir später sagte, ich solle nicht immer an der Mutter Schürze hängen. Wichtig ist mir der Eindruck, das Gefühl des Entzweigeschnittenwerdens rühre vom Schreien des Vaters her.“[1]

Der Analysand war aber auch seelisch entzweigeschnitten. Pfister sagt von ihm weiter (S. 97): „Das Harte, Männliche, und das Milde, Weibliche, klaffen auch im ganzen Leben des Analysanden weit auseinander. Diese Polarisation von Regungen, die beisammen sein sollten, bewirkten einen Riß in seinem Leben. Darum kann er nie etwas völlig Befriedigendes zustandebringen und schwankt zwischen Depression und Exaltation, Niedergeschlagenheit und Hochgefühl.“

Das Schreien des Vaters ist ja immer ein Ausdruck seiner eigenen Zerrissenheit und Pfister stellt bei einem andern Fall direkt den Satz auf (S. 186): „Die Zerrissenheit der Kindesseele ist eine Herübernahme der elterlichen Zerklüftung in die Kindesseele. Das Kind trägt unvermittelt die miteinander unverträglichen Züge des Vaters und der Mutter: Seine Barschheit und Widerspenstigkeit, ihre Güte und Weichheit. Dieser Konflikt läßt seine Seele bluten, seine Lebensfreudigkeit verbluten.“

---

1) Von mir gesperrt.

Zu einem ähnlichen Schlusse in bezug auf das Übertragen der elterlichen Komplexe auf das Kind kommt auch C. G. Jung,[1] wenn er sagt: „Die Eltern können auch (und tun es leider nur zu oft) das Schlimme in die Seele des Kindes hineinbilden, indem sie die Unmündigkeit ausnützen, um das Kind zum Sklaven ihrer Komplexe zu machen.“

Freud erwähnt übrigens auch den Fall,[2] daß neuropathische Eltern durch ihre maßlosen Liebkosungen die Dispositionen des Kindes zur neurotischen Erkrankung am ehesten erwecken. Er knüpft daran den Schluß: „Man ersieht aus diesem Beispiel, daß es für neurotische Eltern direktere Wege als den der Vererbung gibt, ihre Störung auf die Kinder zu übertragen.“

Natürlich können auch Schreckerlebnisse, ausgelöst etwa durch das Donnern, einen Knall (Zuschlagen der Türe), „harmlose“ Überrumpelungen, später Drohungen, Maskenspiele, der belauschte und als sadistischer Akt empfundene Koitus der Eltern, Tiere usf., die Kluft in der Seele des Kindes vergrößern.

Wir haben nun noch einige bestimmte Auswirkungen und Folgen des Lustverbotes etwas näher ins Auge zu fassen.

b) Die ersten Lustverbote

Diese sind, wie wir bereits angedeutet haben, meistens gerichtet gegen die libidinösen Bindungen des Säuglings an sein Ich. Vor allem ist es die Unterdrückung seiner Onanie, die zu erster Verdrängung, Angstauslösung und verstärkter Ambivalenz im Verhalten zur Objektwelt (speziell zu den Eltern) und zu

1) C. G. Jung: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des einzelnen. Jahrbuch, Bd. I, 1. Hälfte (S. 167).

2) S. Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (S. 84).

einer längeren Latenzperiode zwingt. Wie immer bei Verdrängungen, tritt auch hier schon sehr bald eine Ersatzbefriedigung auf, die gewöhnlich in die leichter zugängliche Zone des Mundes verlegt wird. Das Kind merkt bald, daß ihm hier mehr „erlaubt" ist. Hug-Hellmuth[1] berichtet von einem Knaben, „der im Alter von sieben Monaten wiederholt unter listigen Blicken versucht hatte zu onanieren, und habe, sobald ihm dies verwehrt worden, mit deutlichem Trotz zum Ludeln seine Zuflucht genommen".

Aus der von Freud aufgezeichneten Analyse des kleinen Hans[2] entnehmen wir, daß, nachdem Hans gestanden, er beschäftige sich jede Nacht vor dem Einschlafen zu Lustzwecken mit seinem Penis und er bereits den Abgewöhnungskampf (natürlich erst nach erfolgter Vermahnung) begonnen, sich Verdrängung und Angst einstellte (S. 17). Ja, mehr noch! „Arzt und Patient, Vater und Sohn treffen sich darin, der Onanieabgewöhnung die Hauptrolle in der Pathogenese des gegenwärtigen Zustandes (Tierphobie) zuzuschreiben" (S. 19). In dem Satze des Kleinen: „Gib nicht die Finger zum weißen Pferd, sonst beißt es" (S. 19) äußert sich die ganze Umkehr und damit die durch das Lustverbot geschaffene Ambivalenz des früher lustbetonten — nämlich den Finger zum Penis geben, wo es ihn beißt — und des jetzt in der Verdrängung und Übertragung gefürchteten Gebens des Fingers.

Es kann natürlich schon in dieser ersten Onanieentwöhnung, wenn sie durch die Mutter erfolgt, die bereits eroberte positive Bindung an sie in vollen Haß umschlagen, besonders dürfte es dann der Fall sein, wenn die Mutter selbst das Kind durch Waschungen, Reibungen etc. auf die Lustbetonung der Genitalzone und damit die Onanie führte. Es entsteht dann das Ungereimte, daß die Mutter verbietet, was sie selbst gelehrt. Das

1) Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes (S. 8).

2) S. Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben.

Kind schwankt dann (Ambivalenz) zwischen der Liebe (Dankbarkeit) für die Unterweisung und dem Haß wegen des Verbotes.

Ein krasser Fall bot sich mir in der Behandlung eines neuneinhalbjährigen Knaben, eines Bettnässers, nennen wir ihn Werner, der in seinem Unbewußten einen sehr tiefen Haß gegen seine Mutter nährte, einen Haß, dessen Entstehen fast ausschließlich auf den erwähnten Mechanismus zurückzuführen ist.

Die Mutter berichtet mir, daß Werner, der ein liebes Kind gewesen sei, mit neun Monaten durch die Ausscheidung einer weißen, eiterartigen Masse am Penis einmal an einer Art Verklebung (Verwachsung) der Vorhaut litt, so daß er am Urinieren verhindert war und durch sein Schreien die Mutter schließlich aufmerksam machte. Sie ging mit ihm zum Arzt, der die Sache auflöste und ihr den Rat gab, dem Knaben von Zeit zu Zeit die Vorhaut zurückzuziehen und die Eichel gut einzufetten. Die Mutter tat dies einige Wochen lang ungefähr alle Tage einmal und beobachtete dabei, wie das kleine Gliedlein Werners regelmäßig in starke Erektion geriet, so daß es, wie sie sagte, heftig zuckte. Sie unterließ schließlich das Einfetten, und von da ab begann das abnormale ungewöhnlich häufige Bettnässen, so daß die Mutter gezwungen war, Werner bis zwanzigmal des Nachts aufzunehmen. Dabei beobachtete sie, daß sein Glied regelmäßig dieselbe starke Erektion aufwies wie früher beim Einfetten. Dazu kam in Werners Wesen ein häufiger Trotz, der sich gelegentlich bis zu heftigstem Jähzorn und Wutausbrüchen gegen die Mutter steigerte, was ihm später mit Schlägen „ausgetrieben"[1] wurde. Der Bericht der Mutter und des Kindes über dieses „Austreiben" decken sich ungefähr: Werner (damals etwa dreijährig) riß einmal im Zorn (aus unbe-

1) Es ist bezeichnend, daß hier der Volksmund denselben Ausdruck braucht, wie wenn man vom Dämonen-„Austreiben" spricht.

kannten Gründen) das Wasserbecken mit Inhalt im Schlafzimmer vom Tisch herunter. Die Mutter schlug ihn (auf das Gesäß) und nahm ihn mit sich in die Küche. Dort erwischte er in gesteigerter Wut einen Milchtopf und warf ihn (wieder mit Inhalt) herunter. Wieder schlug ihn die Mutter, heftiger als zuvor. Werner gab nicht nach, riß auch noch eine Pfanne mit Inhalt herunter, erhielt erneute, verstärkte Züchtigung und wurde darauf ins Schlafzimmer gesperrt, wo die Mutter zuerst alles Erreichbare entfernte. Als sie später ins Zimmer trat, hatte Werner sein Bettlein vollständig ausgeräumt und die einzelnen Stücke im ganzen Zimmer herum verstreut. Auch dieser Handlung folgte die obligate Züchtigung. „Ausgetrieben" wurden dem Knaben seine Zornausbrüche schließlich durch einen Verwandten, der ihn mit der Reitpeitsche „gründlich" schlug, so daß man dem Knaben nur noch mit jenem Manne zu drohen brauchte, und er sich dann „duckte". Das Bettnässen, weswegen der Knabe öfters in ärztlicher Behandlung war, blieb. (Er erhielt nach Aussage der Mutter Tropfen zum Einnehmen, wurde in der Blasengegend elektrisiert und bekam auch eine Einspritzung.) Ebenso blieben die die Enuresis begleitenden Erektionen. Ich habe noch beizufügen, daß mit dem Aufhören der Manipulationen der Mutter am Gliede der Knabe mit der Onanie einsetzte, die ihm mit begleitender Strafe verboten wurde.

Wir beginnen wieder bei jenen Manipulationen der Mutter, die, wofür die auftretenden Erektionen genügend Beweis sind, für Werner deutlich lustbetont waren. Sowie die Befriedigung durch die Mutter aufhört, schafft er sie sich selbst. Das Lustverbot hat die Enuresis nocturna zur Folge. Mit ihr ist ein Ersatz für die verdrängte Masturbation gegeben, da sie, wie dies in der psychoanalytischen Literatur genügend erwiesen ist, der nächtlichen Pollution der Erwachsenen gleichzusetzen ist. Sie ist

also nicht nur, wie dies Alfred Adler annimmt, als „Mittel, um sich durchzusetzen", anzusehen. Aber sie bedeutet natürlich neben dieser primär erotischen Befriedigung (das Glied des Knaben ist ja jedesmal in Erektion) auch eine Befriedigung der Haßeinstellung gegen die Mutter, die erstens die Lust nicht mehr weiter erzeugt, und zweitens sogar dieselbe Erzeugung, von ihm bewerkstelligt, bestraft.

Die Ambivalenzeinstellung zur Mutter äußert sich auch im Akt der Enuresis. Die begehrte Mutter wird im Bann gehalten und wird anderseits bestraft (als eine Art Vergeltung für ihr Strafen), indem sie in ihrer Ruhe gestört ist, den von ihr verpönten Erektionen und „Pollutionen" doch beiwohnen und obendrein noch das lästige Trocknen und Reinigen in Kauf nehmen muß.

Dieselbe Haßbefriedigung äußert sich auch in Werners Herunterschlagen der Gefäße, was er nicht nur in jenem erwähnten Falle, sondern sehr oft tat. Wenn er mir in der Analyse davon berichtete, ergriff ihn jedesmal ein heftiger Lachanfall, in dem deutlich die Schadenfreude zu erkennen war. Das Gefäßezerschlagen und Ausschütten des Inhaltes entsprechen überhaupt als Symbolhandlungen dem Bettnässen. Er bringt sie ja selbst, in der Steigerung seines Trotzes, durch das Auseinanderreißen des Bettchens damit in Beziehung.

Seine in Haß gekehrte libidinöse Bindung an die Mutter geht neben dem, daß er sie in eine Hexe (Traum) verwandelt, so weit, daß er ihr den Tod wünscht, was in der Verdrängung auch seinen eigenen Tod nach sich zieht. Er brachte mir folgenden Traum: „Wir (eine Gesellschaft) gehen auf einen Berg. Einer spielt verbotenerweise Handharfe, und man tanzt. Eine Frau tritt einem Manne auf den offenen Schuhriemen, sie stolpern, fliegen beide den Berg hinunter und sind tot."

Die Einfälle ergeben deutlich die Spaltung seines Ichs in die zwei männlichen Personen des Traumes. Er ist der verbotenerweise Handharfenspielende (Onanie) und ist auch der Tanzende. Die Frau ist die Mutter, die ihm auf seinen Riemen[1] (Penis) tritt (Masturbation) und nun mit ihm den Tod erleiden muß. Aber auch im Tode bleibt er mit der Mutter verbunden und bis in den Tod, ja, im Sturze selbst zeigt sich die durch das Lustverbot heraufbeschworene ungewöhnliche Ambivalenz der Bindung.

Wir könnten viele ähnliche Fälle aus der psychoanalytischen Literatur anführen, aber wir müssen uns mit diesem typischen begnügen.

Ich erwähne nur noch, daß in ähnlicher Weise für den Säugling schon die Entwöhnung von der Mutterbrust, wie auch das Verbot der Koprophilie zum Trauma werden können.

Wir kommen damit zu einem Phänomen, dem in der Psycho analyse die größte Beachtung geschenkt worden ist.

Es ist

c) der Elternkomplex

Wenn wir in einem früheren Kapitel von „Elternbindung" sprachen und nun von „Elternkomplex", so soll natürlich damit nicht eine besondere Abgrenzung gegeben sein, als ob dies zwei verschiedene Dinge wären. Es handelte sich einfach vorerst darum, zu zeigen, unter welchen Umständen erst einmal eine Bindung zustande kommt. Nun dies getan ist, können wir den Komplikationen dieser Bindung nachgehen und sehen, zu was für einem „Komplex" sie sich auswachsen kann. Wir stellten in jeder Bindung eine Ambivalenz des Verhaltens fest. Dasselbe muß in erhöhtem Maße für den ganzen Komplex gelten.

1) Im Volksmund wird Penis oft mit Riemen bezeichnet.

Als Hauptmoment kommt hinzu, daß, verursacht durch die Differenzierung der Geschlechter, sich bei „normaler" Entwicklung des Kindes bald eine besondere Vorliebe für den gegenteiligen Geschlechtsvertreter der Eltern zeigt, eine Vorliebe also des Knaben für die Mutter, der Tochter für den Vater. Der Knabe[1] begehrt die volle Lustbefriedigung, den vollen Ersatz für sein pränatales, bedürfnisloses Sein, und er findet relativ größte Befriedigung bei der Mutter, die ihm übrigens aus eigener Vorliebe für das männliche Geschlecht ihr liebevolles Interesse schenkt. Es ist, wie dies Freud[2] dargestellt hat, anzunehmen, daß auf Grund dieser gegenseitigen Geschlechtsanziehung das Kind bereits vor der Pubertät differenzierte Sexualregungen hat. Der Knabe begehrt die volle Besitzergreifung der Mutter, die er durch die erste Nahrungsaufnahme, die wir als „das Trinken der Mutter"[3] erkannten, aufrecht zu erhalten sucht. Er zwingt sie daher, wie wir dies z. B. bei dem Knaben Werner[4] sahen, in seinen Bann. Ist er einmal über die Rolle der Genitalien und über den Geschlechtsverkehr aufgeklärt, dann setzen auch seine inzestuösen Phantasien ein, und seine bereits vorher erwachte Eifersucht gegen den Vater, seinen „Rivalen", verschärft sich. Die ambivalenten Gefühlsregungen des Knaben, die in der mehr autoerotischen Einstellung zur Welt jedem Objekt gegenüber geäußert wurden, finden nun eine Fixierung an zwei bestimmte Objekte, die damit gleichsam Vertreter für die entgegengesetzten Gefühlsströme werden. Die Mutter vertritt den positiven und

1) Analog soll ein Fall, die Einstellung des Mädchens betreffend, angeführt werden.

2) Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

3) In unserm Volksmund (Kanton Bern) gibt es eine verwandte Wortbildung. Mutter heißt „Mammi" (Verkleinerung von Mama) und Muttermilch (auch Milch für Kinder überhaupt) „Mämmi".

4) Vgl. S. 57 bis 60.

wird geliebt, der Vater den negativen und wird gehaßt. Natürlich hebt dies die Ambivalenz gegenüber dem einen Vertreter nicht auf. Der Mutter gilt trotz der großen heterosexuellen Liebe doch auch der Urhaß, wie wir dies bereits gezeigt haben, während dem Vater in Umkehrung des Hasses, gleichsam als Sühneleistung, Liebe zufließen kann. Die Ambivalenzeinstellung des Knaben zum Vater ist immer schon dadurch gegeben, daß ihm dieser eben zugleich als Erzeuger, Erhalter und Beschützer (positive Wertung) und als Rivale, Verdränger und Kastrator (Mörder) (negative Wertung) erscheint. Haß und Liebe können ja überhaupt beim Kinde sehr leicht nebeneinander bestehen und sich auf dieselbe Person entladen. Es gibt ein beliebtes Spiel in der Kinderstube, das darin besteht, daß das kleine Kind die Wangen der Mutter oder sonst einer Person liebkosend streichelt, dies begleitend mit den gesungenen Worten: „Liebes Kätzchen, liebes Kätzchen!" Plötzlich aber fängt das Kind an, die Wangen zu schlagen und ruft scheinbar entrüstet: „Böse Katze, böse Katze!" Denselben Wechsel kann es immer wieder wiederholen.

Sadger[1] sagt dazu: „Ganz abgesehen davon, daß Haß und Liebe nur die beiden Seiten einer und derselben Medaille sind, der Haß oft nur zurückgewiesener Liebe entspricht, so haben sie, selbst wenn sie verschiedenen Wurzeln entstammen, doch sehr gut nebeneinander Platz in der Kinderseele. Ein Kind vermag, wie Psychoanalysen unzweifelhaft dartun, den Vater, den es homosexuell liebt, daneben, ja zu gleicher Zeit, aus heterosexuellen Motiven auch wütend zu hassen und diese beiden scheinbar inkompatiblen Empfindungen sehr gut zu vereinen."

Die Inzestschranke ist der Kern der Lustverbote. In der Liebe des Knaben zur Mutter findet dieser den Wahrer der

1) J. Sadger: Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus (S. 28).

Schranke in der Person des Vaters, was den Sohn in die bekannte Ödipus-Einstellung hineinzwingt. Freud[1] nimmt an, „die Inzestschranke gehöre zu den historischen Erwerbungen der Menschheit, und sie dürfte wie andere Moraltabus bereits bei vielen Individuen durch organische Vererbung fixiert sein."

Es zeigt sich nun aus Träumen, Phantasien, symbolischen Zeichnungen und oft auch direkten, bewußten Handlungen, wie sehr das Kind, vor allem aber sein Unbewußtes, die Schranke zu durchbrechen begehrt und oft auch durchbricht. Der Vater, der „Hüter des Gesetzes", wird zu diesem Zwecke einfach auf irgend eine Weise beiseitegeschafft, unschädlich gemacht, denn ihm wird — genau wie dem Urvater — die Schuld am Nichterreichen der Mutter zugeschrieben, auch er wird, wie der Urvater, „getötet", um die Mutter ganz freigeben zu müssen. Zur Urambivalenz gegenüber der Mutter tritt in des Knaben Liebe die Ambivalenz des Lustverbotes. Er begehrt die Liebe, verwirft sie aber gleichzeitig, weil sie vom starken Vater verboten ist. In der psychoanalytischen Literatur ist dem Konflikt, der aus dieser Ambivalenz entsprungen ist, das Hauptinteresse geschenkt worden. Schon deswegen, ganz besonders aber, weil wir ihn in Zusammenhang mit der eingehender behandelten Urambivalenz brachten, können wir uns hier etwas kürzer fassen.

Bei einem neunjährigen Knaben Hugo, der nachts leibhaftige Geister sieht, die ihn töten wollen, zeigt sich in der Analyse eine sehr starke positive und eine ebenso intensive negative Bindung an den Vater. Der Vater erscheint ihm als der Vollzieher der Kastration, der ihm für sein inzestuöses Begehren „das sündige" Organ, aber damit auch den „Lebensfaden" abschneidet. Der Kastrationskomplex steht überhaupt

1) Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (S. 86).

im Mittelpunkt des ganzen Elternkomplexes, und zwar auch bei Mädchen. Die Ambivalenz äußert sich übrigens nicht nur wie bei dem erwähnten Alfred[1] in einem Balancieren zwischen „Knabesein" und „Mädchensein", sondern, wie Freud dies in „Das Ich und das Es" (S. 76 bis 77) entwickelt, gelegentlich auch zwischen „Leben und Sterben". Auf jeden Fall stehen, wie wir bei dem Knaben Hugo sehen werden, Kastrationsangst (auch Gewissensangst) und Todesangst in sehr enger Beziehung zueinander.

Hugo spricht viel von den Marterwerkzeugen, die er im Museum gesehen hat, und vor denen er sich fürchtet, er identifiziert sich dabei mit dem „kleinen Muck"[2] macht aber interessante Verwechslungen, die uns bereits ordentlich über seinen Vaterkomplex Aufschluß geben. Er erzählt, der „kleine Muck" habe einen „blöden Fall getan", im Märchen ist es aber dessen Vater, der auch daran stirbt. Hugo nun, der also den „blöden Fall" sich selbst (immer in der Identifikation mit dem Muck) zuschreibt, begeht damit eine Sühnehandlung für den dem Vater zugewünschten Tod. Gleicherzeit ist aber der „blöde Fall" auch sein eigenes inzestuöses Vergehen, denn der „kleine Muck", so heißt es in seinem Berichte weiter, wurde dafür zur Strafe vom Vater geprügelt, halbtot geschlagen. Auch dies stimmt mit dem Märchen nicht überein, denn dort wird der Märchenerzähler selbst, des kleinen Muck wegen, von seinem Vater halbtot geprügelt. Und nun fügt Hugo noch bei, der Vater des „kleinen Muck" habe noch so einen schönen, großen Dolch (Penissymbol) gehabt, den er immer in seinen Gürtel hineingesteckt habe. Im Märchen besitzt Muck diesen Gürtel und den Dolch, „der so lang war, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch, oder der

1) Vgl. S. 45 bis 49.
2) Aus dem gleichnamigen Märchen von Wilhelm Hauff.

Dolch an Muck stak". Wir stoßen hier unzweifelhaft auf den Penisneid Hugos. Der Knabe hat aber, wie die spätere Analyse zeigte, die Kastrations- und Todesphantasien gegen den Vater verdrängt, ja in der Identifikation mit dem Idealbild des Vaters nun auch die auf denselben projizierten Phantasien und Wünsche ins Ich einbezogen und so in einer Selbstbestrafung gesühnt. Das lebhafte Interesse, das er aber dem Märchen zollt, dürfte Ausdruck sein für den verdrängten Wunsch, des Vaters Dolch (Penis) zu besitzen und ihn, so wie er, in den Gürtel (Vaginasymbol) zu stecken.

Von starkem Penisneid wurde auch der kleine Willi[1] gequält, der, als er noch nicht vierjährig war, einmal bei seinem Vater schlief und durch das Leintuch sah (es war Sommer, und sie deckten sich nur leicht), daß dieser einen viel größeren Penis hatte als er. Er dachte, warum er nicht auch so ein großes Glied habe. Das sei etwas Dummes. Er fürchtete nun, sein Glied bleibe immer gleich groß, er sei wohl „nicht gut herausgekommen", sei so eine Art Mißgeburt und müsse einmal zum Arzt. Auch daß er keine Haare (Schamhaare) habe wie der Vater, auch das bestärkte ihn im Gedanken, eben eine Mißgeburt zu sein, und als er später einmal sein Schwesterlein im Bade sah und das Fehlen des Penis konstatierte, da war für ihn eben auch das Schwesterlein eine Mißgeburt, nur daß es, wie er sich ausdrückte, noch viel schlimmer sei als bei ihm, weil alles weg sei. Damals brachte er des Schwesterchens „Mißgeburt" noch mit dem Storch in Zusammenhang, der habe gewiß Hunger gehabt und das Gliedlein dem Schwesterchen abgebissen, oder er habe das Schwesterchen aus „Versehen" am Gliedlein aus dem Teich im Walde herausgezogen und es ihm so ausgerissen.

1) Vgl. S. 31, 43 und 53.

Auch bei Willi, wie z. B. beim kleinen Hans in Freuds „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“ (Jahrbuch, Bd. I), wird der Vater als Besitzer des großen Genitales bewundert, aber zugleich auch gefürchtet als der Bedroher des eigenen Gliedes.

Der Geist nun in Hugos Phantasien erweist sich bald in der Fortsetzung der Analyse als der totgewünschte Vater, der eben als „böser“ Geist sich rächen kommt (Hamlet). Damit dürfte die Ambivalenzeinstellung zum Vater gegeben sein: Der Totgewünschte, den man zutiefst immer noch mit der gleichen Kraft haßt, muß nun mit möglichst derselben Kraft wieder geliebt werden, um den rächenden Geist, den Vergelter, zu beschwichtigen.

So schafft sich eigentlich im Ambivalenzkonflikt der Mensch automatisch immer irgendwie Gleichgewicht. Hugo erzählt von schwarzen Geistern, vom „schwarzen“ Herzen, wenn man etwas Böses getan, von den schwarzen Leuten bei Beerdigungen, und daß die Gestorbenen als Geister weiterleben. Hier hat er starke Hemmungen, behauptet, nichts mehr zu wissen und ergeht sich, nach meiner Behauptung des Gegenteils, als Reaktion auf das „angeschnittene“ Peinliche, in grotesken Wunschphantasien, die vor allem (meist symbolisch) auf den Alleinbesitz der Mutter ausgingen.

Der während der Behandlung aus der Verdrängung aufsteigende Vatermord kommt in verschiedenen Variationen zum Ausdruck. So identifiziert Hugo sich mit David, der den Goliath erschlägt. Oder aber er läßt in Verschmelzung des Vater-Gottes mit dem Sohn-Gott[1] (Christus), eben entsprechend seiner doppelten Identifikation mit dem Vater, jenen wieder „kreuzigen“.

Zu „Geist“ (der oft auch in Gestalt eines Hundes erschien) gibt er die dem Obigen entsprechenden Einfälle: „Wenn ich

1) Ein Problem, dem Th. Reik in „Der eigene und der fremde Gott“ in tiefgehender Analyse nachgegangen ist.

auch einmal einen Menschen erschlagen würde, oder wenn ich den lieben Gott (hier ist Christus gemeint) totschlagen würde! Er würde aber nie ganz sterben und würde auferstehen und ginge in den Himmel und sähe es, wenn ich böse wäre" (Geist). „Es ist besser, daß der Heiland gestorben ist, sonst würde ihn ja wieder jemand töten." (Hier kann nur er selbst als Mörder gemeint sein.)

Wir sehen, zu welchen Umgestaltungen der Ambivalenzkonflikt den Knaben zwang. Der Sohn selbst wird in der Gestalt des identifizierten Vaters (als Rächer-Gott) zum Vollstrecker des früher diesem und nun dem eigenen Ich zugesprochenen Todesurteils. Der abgesandte Pfeil kehrt auf den Schützen zurück.

Hugo litt an beständiger Angst, der Vater, der „Metzger" oder sonst wer werde ihn köpfen. In einem Traume ist der Vater ein Henker mit zweischneidigem (dürfte auf die Ambivalenz deuten) Schwert, der ihm den Kopf abschlagen will, dem er aber hinterlistig einen Stoß zu versetzen weiß, so daß er sich flüchten kann. Bezeichnend ist hier, daß er sich aus diesem Kampf in eine Höhle (Mutterleib) rettet, vor welcher ein dichtes Gebüsch war (Schamhaare). Es scheint mir dies ein deutlicher Hinweis auf die Regressionstendenz zu sein.

Die Angst vor dem Kopfabschneiden erwies sich dann als eine Erweiterung der Kastrationsangst, der Angst vor dem Abschneiden des Kopfes (Eichel) am Penis, so daß mir scheint, es dürfte darin ein Beweis liegen für die innere Verwandtschaft der Kastrations- mit der Todesangst. Angst ist übrigens immer ein Ausdruck der Ambivalenz. Sie entsteht da, wo etwas gleichzeitig begehrt und abgelehnt wird. Kastration wird gleichzeitig begehrt (am Vater vollzogen) und abgelehnt (am Ich vollzogen). Sie kann aber als Sühne oder in anderen Verknüpfungen, wie

bei dem Knaben Alfred,[1] auch am Ich begehrt werden. Der Tod nun dürfte in seiner großen Verwandtschaft mit dem begehrten alibidinösen Zustand allen Menschen irgendwie, wenn auch vielleicht meist nur unbewußt, als Freund erscheinen und von ihnen begehrt sein, wird aber anderseits heftig abgelehnt. Eine Verstärkung der beiden Willensrichtungen (und damit der Ambivalenz) kann sich, wie bei Hugo, mit der Übernahme der Selbstbestrafung für den begehrten Tod einer fremden Person ergeben. Für den Selbstmord dürfte in den meisten Fällen in diesem Verschieben die Hauptursache liegen.

Daß hinter den Todesphantasien Hugos gegen seinen Vater als treibendes Moment das Begehren der Mutter und die Eifersucht standen, geht aus seinen vielen Liebesbezeigungen hervor, dann auch aus seinen Identifikationen mit Märchenprinzen, die den bösen Rivalen (Vater) nach harten Kämpfen auf die Seite geschafft haben und so sich den Platz an der Seite der Königin eroberten.

Aber die Liebe zur Mutter ist auch hier keine ungetrübte, auch Hugo träumt von ihr als einer Hexe, ja sogar tags, wenn sie böse ist, meint er, sie sei eine Hexe wie die alten Frauen. Diese Ambivalenz, rührt daher, daß die Mutter eben doch mehr dem Vater gehört als ihm, und so kehrt sich ihm die unerfüllte Liebe in Haß. Aber auch die Sühne gegenüber dem Vater fordert gleichsam als Opfer seine Ablehnung gegen die Mutter, denn damit wird der Vater zufriedengestellt. Es liegt hier der Fall vor, den Freud[2] als den vollständigen Ödipus-Komplex bezeichnet, „der ein zweifacher ist, ein positiver und negativer, abhängig von der ursprünglichen Bisexualität des Kindes, d. h. der Knabe hat nicht nur eine ambivalente Einstellung zum Vater

1) Vgl. S. 45 bis 49.
2) Freud: Das Ich und das Es (S. 38).

und eine zärtliche Objektwahl für die Mutter, sondern er benimmt sich auch gleichzeitig wie ein Mädchen, er zeigt die zärtliche feminine Einstellung zum Vater und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter".

Zugleich aber steigert sich der Ambivalenzkonflikt bei Hugo wieder so sehr, daß er auch hier eine radikale Lösung versucht und ganz einfach nun das Streitobjekt, die Mutter, tot wünscht, was aus Träumen und beständigen Befürchtungen, sie könnte sterben, ersichtlich wurde.

Der umgekehrte Fall nun, wobei das Mädchen den Vater für sich beansprucht, bietet im wesentlichen dieselben Erscheinungen, nur daß wir hier eine erste Verschiebung annehmen müssen, die der Knabe nicht durchzumachen braucht. Das Mädchen der ersten Säuglingszeit liebt vorerst auch ausschließlich die Mutter, erst später erfolgt eine Loslösung und eine Übertragung der positiven Gefühle auf den Vater. Erst diese heterosexuelle Liebe erweckt dann die Eifersucht gegen die Mutter, die Haßeinstellung und die Todeswünsche.

Eine Mutter (seit drei Jahren Witwe) berichtet mir, daß ihr zehnjähriges Töchterchen Emma sich ihr gegenüber so benehme, daß es einfach nicht mehr zum Aushalten sei. Es bekomme meist unbegründet förmliche Tobsuchtsanfälle, behandle sie als Dienerin, befehle und schreie wie früher der Vater. In der Schule ist Emma aber ungewöhnlich schüchtern, sehr nervös, spielt nie mit ihren Kameradinnen, sondern drückt sich irgendwo in den Winkeln des Spielplatzes herum.

Gleich der erste Traum, den mir Emma in der Analyse erzählt, erklärt die ganze Ambivalenz ihres Verhaltens, zugleich aber gibt er auch die gewünschte Lösung: Ein Fräulein geht die Treppe hinauf in den zweiten Stock zu einem Herrn, der dort ein Zimmer gemietet hat.

Das Fräulein ist Emma selbst. („Es hatte vorn so große Zähne wie ich.“) Im zweiten Stock wohnte die Familie, als der Vater noch lebte, jetzt wohnt sie im ersten. Emma will also, wie das Fräulein zum Herrn, zu seinem Vater zurück. Es kann seinen Tod nicht verschmerzen und gibt diesem Gefühl auch Ausdruck: „Ich ginge lieber wieder in den zweiten Stock, dort war mehr Sonne, waren zwei Balkone und war der Vater.“ Die Schuld aber an Vaters Tod schreibt Emma der Mutter zu und fühlt sich nun, in einer Identifikation mit dem Vater, verpflichtet, die Rolle des Rächers zu spielen, daher das Toben gegen die Mutter und anderseits die große Schüchternheit in der Schule, wo eben ein Vatersurrogat, der Lehrer, da ist. In den Träumen erscheint ihr oft eine kleine Frau in Trauerkleidern (die Mutter), die sie verfolgt und töten will. Auch hier wird in der Ambivalenzeinstellung zur Mutter Gleichgewicht hergestellt. Der Todeswunsch ihr gegenüber wird durch den eigenen (drohenden) Tod gesühnt. Nach dem Aufdecken dieser Zusammenhänge kamen dann in den Träumen die verdrängten Inzestwünsche wieder zum Vorschein, die darauf ausgingen, vom Vater drei Kinder zu bekommen. (Die Mutter hatte nur zwei.) Die Aggressionen gegen die Mutter schwanden mit der Behebung der Vateridentifikation, ja es zeigte sich eine Art Reue und ein Wiedergutmachen für das ungerechtfertigte Quälen.

Wir sehen, wenn auch Lustverbot, Geschlechtsunterschied und der mit beiden verknüpfte Elternkomplex nicht als ursprünglichste Faktoren zur Entstehung der Ambivalenz im Kinde in Betracht kommen, so haben sie doch zu ihrer weiteren Bildung dadurch beigetragen, daß sie diese durch bestimmte Fixierungen wie ein Labyrinth ausbauten und vor allem zum bewußten Konflikt erhoben.

---

8. VERDRÄNGUNG UND WIDERSTAND

Wir haben in den letzten Kapiteln viel von Verdrängung gesprochen; es wird darum notwendig, auch diesen Vorgang etwas näher ins Auge zu fassen. Es soll aber keine Theorie der Verdrängung entwickelt werden.[1] Es handelt sich für uns lediglich darum, zu zeigen, wie sie zugleich Ambivalenzprodukt und Ambivalenzbildnerin ist.

Freud gibt folgende Definition der Verdrängung, an die wir uns halten können.[2] „Unter den aus dem Infantilen stammenden, unzerstörbaren und unhemmbaren Wunschregungen befinden sich auch solche, deren Erfüllung in das Verhältnis des Widerspruches zu den Zielvorstellungen des sekundären Denkens getreten sind. Die Erfüllung dieser Wünsche würde nicht mehr einen Lust-, sondern einen Unlustaffekt hervorrufen, und eben diese Affektverwandlung macht das Wesen dessen aus, was wir als „Verdrängung" bezeichnen und worin die infantile Vorstufe der Verurteilung (der Verwerfung durch das Urteilen) erkennen."

Die Verdrängung steht, wie bereits ersichtlich wurde, in engstem Zusammenhang mit dem Lustverbot. Sie ist ohne dasselbe nicht gut denkbar. Zum Begriffe der Verdrängung gehören auch die Begriffe Bewußtsein und Unbewußtes. Diese Spaltung

---

1) Näheres siehe Freud: „Die Traumdeutung" (S. 456 bis 472).

2) Ebenda (S. 468).

der Psyche, die nun von allen neueren Forschern anerkannt wird (mit Ausnahme etwa von Münsterberg, Ziehen, Vera Straßer u. a.), ist uns ja ein Beweis für die Unstimmigkeit im Seelenleben.

Wir sahen, daß Bewußtsein wohl nur aus teleologisch zu erklärenden Gründen sich bildete im Unlusterleben einerseits und der dieses verwandelnden und kompensierenden Lusttendenz anderseits. Bewußtsein vereinigt also immer diese beiden Pole in sich. Es ist gleichsam immer von etwas erfüllt, wovon es sich zu befreien sucht; dies gibt ihm den Ambivalenzcharakter, wie wir ihn kennen lernten.

In seinen früheren Schriften vertrat Freud[1] die Auffassung, daß das Unbewußte *(Ubw)*, das er als das „eigentlich reale Psychische darstellte, das uns nach seiner inneren Natur so unbekannt wie das Reale der Außenwelt, und uns durch die Taten des Bewußtseins *(Bw)* ebenso unvollständig gegeben sei, wie die Außenwelt durch die Angaben der Sinnesorgane“ (S. 474), daß dieses *Ubw* sich spalte in ein latent-bewußtseinsfähiges *(vbw)* und ein verdrängtes *Ubw*, das ohne die bekannte Behebung des Widerstandes durch die Analyse nicht zum *Bw* gelangen kann. Die tiefste Schicht im *Ubw* erwies sich also als vom *Bw* herstammend, als verdrängt. Das ließe den Schluß zu, daß das *Ubw* überhaupt nur als eine Abspaltung des *Bw* zu betrachten sei. Tatsächlich geht ja Freud auch noch in seiner letzten Schrift „Das Ich und das Es“ vom *Bw* aus zur Erklärung der Entstehung des *Ubw* (S. 10) und stellt dar, „daß der Begriff des *Ubw* aus der Lehre von der Verdrängung gewonnen wurde“, und daß das Verdrängte also Vorbild für das *Ubw* sei (S. 12).

In unseren Zusammenhang gebracht, würde das *Ubw* also erst mit dem Beginn und der ersten Wirkung der Lustverbote

1) Hauptsächlich Traumdeutung, IV. Auflage.

sich zu bilden beginnen. Es könnte also auch erst mit diesem Vorgang von einer Spaltung der Seele in *Bw* und *Ubw* und damit von einer Ambivalenz gesprochen werden, und wir sähen uns gezwungen, den Begriff der Urambivalenz, den wir aufgestellt, fallen zu lassen.

Nun aber weist Freud,[1] ausgehend von der Einsicht, daß das Ich während der Analyse unter der Herrschaft des Widerstandes stehen kann, ohne selbst etwas davon zu wissen, darauf hin, „daß im Ich also etwas ist, was auch *ubw* ist, sich gerade so benimmt wie das Verdrängte, d. h. starke Wirkungen äußert, ohne selbst bewußt zu werden" (S. 16). Damit hat Freud in strukturellem Sinne eine Korrektur der Deutung seines Begriffes vom *Ubw* vorgenommen: „Das *Ubw* fällt nicht mehr mit dem Verdrängten zusammen, es bleibt richtig, daß alles Verdrängte *ubw* ist, aber nicht alles *Ubw* ist auch verdrängt. Auch ein Teil des Ichs ist also *ubw*" (S. 17).

Wenn auch C. G. Jung in seinem Buche „Die Psychologie der unbewußten Prozesse" mit der Einführung der Begriffe „persönliches und überpersönliches *Ubw*", wie mir scheint, eher verwirrend als klärend gewirkt hat, so glauben wir anderseits, daß sich sein Begriff des kollektiven *Ubw* mit dem nun von Freud als zum Ich gehörend bezeichneten *Ubw* deckt. Auch Bleuler[2] spricht von diesem *Ubw*. Er sagt: „Ein großer Teil der psychischen Funktionen ist schon in der Norm nicht mit der bewußten Person verbunden; ein anderer Teil wird aktiv, weil unerträglich, abgespalten, funktioniert aber noch weiter. Beide Gruppen zusammen, von denen die erste sehr groß, die letztere beim Gesunden verhältnismäßig sehr klein, wenn auch nicht unbedeutend ist, bilden das Unbewußte."

---

1) Freud: Das Ich und das Es.

2) E. Bleuler: Naturgeschichte der Seele und ihres Bewußtwerdens (S. 229).

Wir haben also auch hier wie bei Freud ein ursprüngliches *Ubw* und ein verdrängtes *Ubw.*

Wir fassen wieder die Urambivalenz ins Auge, die sich in dem Unlustgefühl dieses Seins und dem Begehren des früheren, alibidinösen Seins (intrauteriner Zustand), respektive dessen Ersatz, der libidinösen Lustbefriedigung, äußert. Wir sahen, wie dieser Urambivalenzkonflikt zur Bildung des *Bw* zwang. Wir müssen also hier, statt wie man gewöhnlich von einer Abspaltung des *Ubw* (im Sinne der Verdrängung) spricht, im Gegensatz dazu von einer Ausscheidung des *Bw* sprechen. So wird die Spaltung *Ubw* und *Bw* eben nur ein Ausdruck für die Urambivalenz. Die Verdrängung aber ist im Verhältnis zu diesem Vorgang als ein regressiver Akt zu bezeichnen und führt zu jenen Komplikationen des Ambivalenzkonfliktes, wie wir sie, als durch das Lustverbot veranlaßt, kennen gelernt haben. Das Lustverbot ist ja auch das treibende Moment bei der Verdrängung.

Es dürfte uns mit dieser Einsicht verständlicher geworden sein, daß das *Bw* eben nur äußerste Oberfläche der gesamten Psyche ist.

Auf den Widerstand glaube ich nur soweit eingehen zu müssen, als es notwendig ist, auch ihn mit der Urambivalenz in Zusammenhang zu bringen. Widerstand war es, was der Neugeborne dem neuen Sein gegenüber äußerte, Widerstand wiederum zwang zur Sonderung, zur Ichgestaltung und zur Bildung des *Bw.* Dabei bleibt aber das ständige Begehren, diese Sonderung wieder rückgängig aufzuheben, das Ich wieder irgendwie mit dem Es zu verschmelzen, die Spaltung, die Ambivalenz aufzuheben. Der Widerstand nun, der das Verdrängte zurückhält, bewirkt natürlich im Zusammenhang mit diesem auch eine Verschärfung des Ambivalenzkonfliktes, ist aber auch mit dem „Urwiderstand" „verwandt". Der „Urwiderstand" galt diesem postnatalen Sein

und führte zur Bildung des Ichs, der Widerstand, der das Verdrängte nicht *bw* werden läßt, ist gegen dieses Ich gerichtet, das wieder im Es untergehen muß, soll der Ambivalenzkonflikt überhaupt zu einer Lösung kommen.

Einen anschaulichen Fall von Verdrängung mit neurotischer Symptombildung bot der kleine Willi.[1,2]

Wir erinnern uns, daß er einer ausgesprochenen Koprophilie frönte. Als dann das strenge Verbot der Eltern kam, das vom Vater aus meist mit Züchtigung verbunden war, sah sich Willi gezwungen, die Kotlust aufzugeben, um sich nicht damit mehr Unlust als Lust zuzuziehen. Die Koprophilie verfiel der Verdrängung. Im Unbewußten aber blieb das Begehren. Bewußt setzte auch Willi (wohl als Aktivierung des erlittenen elterlichen Willens) jetzt allem, was irgendwie mit Kot in Beziehung stand, sich entgegen. Wie ambivalent sich aber das Bewußtsein nach erfolgter Verdrängung verhält, das sehen wir darin, daß Willi sich nicht nur seinen Kameraden gegenüber, die ihm lästig waren, oder die irgendwie mit etwas Kotigem in Verbindung zu bringen waren, in heftigsten Beschimpfungen, welche selbst wieder ein koprolales Frönen bedeuteten, erging, sondern daß er dieselben Beschimpfungen auch jenen Menschen entgegenwarf, die den „geliebten" Kot wegschafften, so hauptsächlich der Mutter, die er doch sonst so innig liebte, aber auch den Straßenputzern, die er gar nicht leiden kann. Ein Traum gibt ein deutliches Bild

1) Ich verdanke die Einsicht in diesen Fall hauptsächlich der Analogie eines beschriebenen Falles, der Auszug eines Referates ist, gehalten von Dr. R. Brun (Zürich) in der Sitzung vom 25. März 1922 der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse, Der Auszug, der diesen analogen Fall darstellt, erschien im Korrespondenzblatt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. IX, 1923, Heft 1).

2) Vgl. S. 31, 43, 53 und 65.

dieser Ambivalenz: Willi ist in einem Reitklub und putzt hier mit andern die Pferde, und zwar erhält jeder vom „Meister" dazu 100 Gramm Butter. Willi will also im Traume putzen, nimmt aber dazu etwas „Schmutziges" (Butter) und schmiert darum gleicherzeit. Sein-Putzen ist ein neues Schmieren. Es entspricht vollauf seinem Putzenwollen in der Rede, die auch immer wieder zugleich ein „Schmieren" mit „schmutzigen" Wörtern ist. Dieser Ambivalenzkonflikt führte dann zur Symptombildung des Stotterns.

Willi behielt auch nach der Verdrängung der Koprophilie sein großes Interesse am Anus. Er knüpfte verschiedene Zeugungs- und Geburtsphantasien daran. Er dachte sich: Wenn Vater und Mutter zusammen schlafen und warm haben, so geht etwas von der Wärme des Vaters beim After in die Mutter hinein, und es gibt dann ein Kindlein in ihr. Dann denkt er sich, der Schweiß könnte dem Vater über den Rücken hinunterlaufen und bei der Mutter durch den After hineingehen. Dann wieder hat er Vorstellungen von einem sadistischen Akt: Vielleicht hat der Vater einmal einen wüsten Traum von Räubern gehabt, und er hat sich so herumgewälzt und der Mutter weh getan, und daraus ist das Kindlein entstanden. Aber vielleicht ist die Mutter auch vom Bett heruntergefallen. Willi scheint auch den Eindruck des belauschten Koitus der Eltern verdrängt zu haben. Nach Aufhebung des Widerstandes in der Analyse wurde Stück um Stück der damaligen Gesamtvorstellung wieder bewußt. Zuletzt kam dann die Darstellung des Koitus *per anum.*

Die Verdrängung der Koprophilie war insofern eine unvollständige, als erstens Willi später sich in der Schule und auch sonst als großer Schmierer auszeichnete und zweitens, wie bereits angetönt wurde, sich einer ausgesprochenen Koprolalie („Kotreden") hingab. Auch diese letztere wurde von den Eltern ver-

boten, und Willi erlitt körperliche Bestrafung. Es erfolgte auch hier eine Verdrängung, die wiederum eine unvollständige war. Nun bildete sich das Krankheitssymptom des Stotterns, in dem die Ambivalenz des Begehrten und des Verbotenen deutlich zum Ausdruck kommt. Das Verbot äußert sich in der ängstlichen Zurückhaltung der Rede, einem beständigem „Putzen" (wie im Traum), das ganz besonders diesen Wortbildungen gilt, die in irgend einem (bewußten oder unbewußten) Zusammenhang mit der Koprophilie standen. Aber das „Putzen" ist ein neues „Schmieren", indem gerade die verpönten Laute besonders lange durch die Verdoppelungen im Munde herumgewälzt werden, und so die begehrte Koprolalie versteckt sich wieder äußern kann. Sogar das eigentliche „Schmieren" (Koprophilie) kommt symbolisch zum Ausdruck, indem Willi beim schwierigen Laut drückt und preßt und dabei von einem Bein auf das andere tritt, so wie kleine Kinder tun, wenn sie ihre Notdurft verrichten sollten.

Wir sehen, daß in der Symptomhandlung die Ambivalenz so ausgesprochen sich äußert, daß dieselbe Funktion immer gleichzeitig entgegengesetzten Tendenzen Ausdruck gibt. Verdrängung und Widerstand, die wir als Produkte des Ambivalenzkonfliktes kennen lernten, werden in ihrer Auswirkung selbst wieder Förderer der Ambivalenz.

---

9. SYMBOLISIERUNG

Der Symbolismus ist eine allgemein menschliche Erscheinung, die wir nicht nur beim Erwachsenen in seinem gewöhnlichen Sprachgebrauch, der Dichtung, Malerei, Religion und auch der Wissenschaft vorfinden, sondern die wir bereits sehr früh auch beim Kinde schon feststellen können. Auf die Symbolik in Kunst, Religion und Wissenschaft hat Pfister in seinem Buche: „Die psychoanalytische Methode“ in vielen Zitaten hingewiesen (S. 234 bis 239). Es ist unsere Aufgabe, der Symbolisierung beim Kinde nachzugehen und zu sehen, in welchem Verhältnis sie zur Ambivalenz steht.

Es wird sehr oft auch in bezug auf die Symbolbildung die Frage aufgeworfen, ob diese etwas hereditär Ursprüngliches sei oder sich erst durch die Erziehung und das akzidentelle Erleben ergebe. Ich meine, wir können uns auch hier stützen auf das, was wir im ersten Abschnitte über „Hereditäres und Akzidentelles“ aussagten, können zugleich auch hier unsere Forschung nur auf das Akzidentelle richten, indem wir besonders darauf verweisen, daß ja Symbolbildung beim Kinde erst eigentlich ausgeprägt mit der Sprachbildung zum Ausdruck kommt, daß aber die ganze Realität zur Zeit der Sprachentwicklung des Kindes von ihm bereits mit ambivalenten Gefühlen erlebt wird. Und zwar meine ich hier nicht bloß die durch die Urambivalenz bewirkte Einstellung, sie ergäbe eine einheitliche Ablehnung der

gesamten Realität und könnte uns für die Erklärung der Symbolbildung nur insofern dienen, als wir begriffen, daß eben alles entstellt werden müßte. Aber die Symbolisierung entspricht nicht der Negierung, und wir haben immer noch keine Erklärung für die Entstehung des Symbols. Die Ambivalenz nun, die das Kind (schon zur Zeit der Sprachbildung) zum Symbol zwingt, ist diejenige, welche dem Kampf zwischen Trieb und Verbot entspricht. Das Symbol ist eigentlich eine Kompromißbildung zwischen beiden und gleicht in dieser Beziehung dem Traum. Es ist Ausdruck sowohl für das Begehrte als auch für dessen Verbot und darum auch Ausdruck für die Ambivalenz. Das Symbol ist, wie Pfister[1] sagt, „real und irreal zugleich, genügt in gewisser Beziehung dem Realitäts- und dem Lustprinzip unseres Geistes. Viele Symbole wollen gleichzeitig aussagen und verbergen, so die geheimnisvollen Riten, die Namen gewisser Geheimbünde, das Pentagramm etc.“

Wenn auch das Symbol Ausdruck der Ambivalenz ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß es, gerade weil es aus einem Ambivalenzkonflikt heraus entstand und als Kompromißgebilde die beiden entgegengesetzten Pole in sich aufnimmt, auch als Mittler wirkt, die feindlichen Mächte zu vereinen versucht und so den Ambivalenzkonflikt abschwächt.

Triebbefriedigung und Triebeinschränkung finden wenigstens eine partiale Realisierung. Herbert Silberer[2] gibt diesen Gedanken der Symbolbildung aus dem Ambivalenzkonflikt, sowie denjenigen des Symbols als Kompromißerscheinung wieder (Jahrbuch, Bd. I, 1. Hälfte, S. 514 und 515), wenn er sagt, daß „der Kampf der beiden antagonistischen Elemente, Schlaftrunkenheit

1) O. Pfister: Die psychoanalytische Methode (S. 238).

2) Herbert Silberer: Methode, symbolische Halluzinationserscheinungen hervorzurufen usw. Jahrbuch, Bd. I und II.

und Anstrengung zum Denken das charakteristische „autosymbolische“ Phänomen erzeugt. Es ist für das Zustandekommen der Erscheinung ferner wichtig, daß keines von beiden Elementen die Oberhand habe; es muß vielmehr ein unentschiedener Streit beider Elemente miteinander stattfinden,[1] so daß eine Wage, welche die ringenden Kräfte gegeneinander abwöge das Zünglein bald links, bald rechts ausschlagen ließe. Das Übergewicht des ersten Elementes würde den Schlaf, das Überwiegen des zweiten Elementes würde geordnetes, normales Denken zur Folge haben, während das in Rede stehende „autosymbolische“ Phänomen sich an der Grenzscheide von Wachen und Schlaf einstellt. (Das „autosymbolische“ Phänomen kann sich auch einstellen bei den antagonistischen Elementen „Schlaftrunkenheit“, „Störung des Einschlafens“ [durch Empfindungen oder Gefühle] und ergibt dann seinen somatischen Charakter [S. 518].)

Ich glaube, von dieser aus dem Ambivalenzkonflikt erklärten Entstehung der Symbole machen sowohl das bewußte Symbol als auch das Symbol des gewöhnlichen Sprachgebrauchs keine Ausnahmen. Wir können freilich ihre Entstehung, wie Pfister[2] es tut, auch begründen mit dem Vorzug ihrer „Kürze, Anschaulichkeit, Leichtfaßlichkeit, ästhetischen Annehmlichkeit, inhaltlichen Fülle, andeutenden Verheißung, diskreten Verhüllung“, aber wir kommen auch mit diesen Begründungen nicht aus dem zwiespältigen menschlichen Wesen heraus; sie dienen alle irgendwie dem Lustprinzip oder sind Konzessionen an das Lustverbot. Auf jeden Fall liegt in ihrer Äußerung ebenfalls eine Manifestation des Prinzips vom geringsten Widerstand. Die harte Realität setzt überall Widerstand entgegen, der Mensch versucht ihn zu überwinden oder ihm auszuweichen, und die Symbol-

1) Von mir gesperrt.

2) O. Pfister: Die psychoanalytische Methode (S. 239).

bildung ist ein Mittel dazu wie irgend eine Handlung. Schließlich ist ja die Sprache überhaupt (wie vielleicht jede Handlung) in diesem Sinne nur Symbol. Es handelt sich für uns aber vorerst nur darum, das bewußte, gewollte Symbol und jenes vom gewöhnlichen Sprachgebrauch, die beide ihre Entstehung in den oben angeführten Pfisterschen Begründungen finden, mit den automatischen, den „gemußten" Symbolen in Beziehung zu bringen. Genau dieselben Motivierungen, die Pfister für das Symbol des gewöhnlichen Sprachgebrauchs anführt, sind auch bestimmend für das automatische Symbol. Darauf haben auch Freud[1] in seiner „Psychologie der Traumvorgänge" und Silberer[2] hingewiesen, letzterer insbesondere, wenn er vom automatischen Symbol sagt (S. 516 und 517): „Das anschauliche Bild trat gewissermaßen als eine Erleichterung des Denkprozesses auf, und zwar als eine fühlbare Erleichterung" . . . „diese bildliche Art zu ‚denken' kostet eine weit geringere Anstrengung als die gewöhnliche." Wenn also Silberer[3] sagt: „Das Symbol tritt da ein, wo der Gedanke sich in seiner eigentlichen Gestalt aus irgend einem Grunde im Bewußtsein nicht manifestieren kann", so fühlen wir uns höchstens nach dem Ausgeführten veranlaßt, beizufügen: oder nicht manifestieren will. Damit verstricken wir uns aber unausweichlich in den großen Streit über die Willensfreiheit und die Determinierung des psychischen Geschehens. Schließlich weist übrigens auch Pfister[4] auf die große Verwandtschaft der beiden Arten von Symbolismen hin, die er besonders in jenen Bildungen feststellt, „die ebensogut automatisch als auf Grund bewußter Überlegungen auftreten können."

1) Freud: Traumdeutung.

2) Silberer: Methode, symbolische Halluzinationserscheinungen hervorzurufen usw. Jahrbuch, Bd. I und II.

3) H. Silberer: Über Symbolbildung. Jahrbuch III (S. 664).

4) Pfister: Die psychoanalytische Methode (S. 240).

Wir müssen uns nach den Feststellungen über Symbolbildung, die im Wachleben wie im Traume sich nach denselben Gesetzen vollzieht und nach weiteren Feststellungen über die Beziehung des Symbols zum „eigentlichen“ Gegenstand, begnügen mit der Belegung obiger Thesen durch einige typische Beispiele aus der Kinderpsyche.

Die Symbolbildung hängt eng mit dem Mechanismus der Verdrängung und dem sie begleitenden Widerstand zusammen. Wir sahen, daß die Verdrängung immer gerade bei den am stärksten lustbetonten Handlungen (auch Gedanken) eintrat, weil gerade sie in erster Linie vom Lustverbot der Erzieher betroffen werden.

Der Säugling, der onaniert, wird auf das Händchen geschlagen; sofort beginnt er eine Handlung, die ihm doch teilweise die verlorene Lust ersetzt: Das Lutschen am Finger.[1] Die Ersatzhandlung des Lutschens wird hier zur Symbolhandlung für das Onanieren. Bei letzterem war es der Penis, an dem herumgezogen und gedreht wurde, nun ist es der Finger als Ersatz. Der Finger ist zum Symbol geworden für den Penis. Die Symbolhandlung steht unter der Herrschaft des Lustprinzips, insofern sie Ersatzhandlung für eine lustbetonte Handlung ist, steht aber gleichzeitig auch im Dienste des Lustverbotes, und zwar insofern als sie nur Ersatzhandlung ist. Wir finden hier den Ambivalenzcharakter der Symbolhandlung, welche die sich sonst ausschließenden Gegensätze von Trieb und Verbot zu vereinigen vermag und beiden Mächten eine partiale Realisierung ermöglicht.

Man liest immer und immer wieder, auch in neuesten Kritiken über die Psychoanalyse, nachdem gewöhnlich einige konventionell-anerkennende Sätze gesagt wurden, es liege eine große Gefahr darin, daß die Vertreter dieses neuen Wissenschafts-

---

1) Vgl. S. 56.

zweiges hinter allen Handlungen, allen geäußerten (und oft sogar ungeäußerten) Gedanken irgend etwas „Sexuelles" witterten. Diese Gefahr habe etwas Peinliches. Nun scheint mir, es dürfte doch wohl das Peinliche nicht darin liegen, daß wir in unseren Handlungen (im weitesten Sinn) die, wie wir dies darzustellen versucht haben, nur libidinöse Triebäußerungen, d. h. Strebungen nach einem anderen, „höheren", triebfreien Sein sind, diesen Ersatz- und Symbolcharakter nachweisen, sondern darin, daß dieser bereits soweit im menschlichen Geiste als das „Absolute" fixiert ist, daß man es nicht mehr wagt, ihn auf seinen Ursprung zurückzuführen. Es ist der Weg „hinab zu den Müttern", den wir gehen lernen müssen. Es ist darum auch nicht die Psychoanalyse als solche, die zu diesem Zurückführen auf den Ursprung in irgend einer willkürlich erfundenen Methode geführt hätte, sondern es ist das innerste Wesen des Menschen selbst, welches, suchend nach dem ruhenden Pol in der Flucht der Strebungen schließlich zu dieser Forschung zwang, die ihm am nächsten kommt.

Da die stärkste Lust mit der Sexualität verbunden ist, zwingt eine Deutung der Symbolhandlungen, letztere mit ihrem ursprünglichen Sinn wieder in Beziehung zu bringen; die Symbole selbst werden zum Sexualsymbol, das entweder mehr männlichen oder weiblichen Charakter hat, entsprechend seiner Ähnlichkeit der Form mit dem Genitale oder seiner ähnlichen Funktionalität. Es gibt darum typisch männliche und typisch weibliche Sexualsymbole.

Unser Kurt[1] mit dem vollständigeren Ödipus-Komplex, in dessen Träumen wir die Wiederkehr des Totemopfers finden werden, lasse ich, da er stets bei Wörtern, die mit dem Konso-

1) Vgl. S. 44.

nanten m beginnen, stotterte, eben solche mit m beginnende Worte nach freier Assoziation aufzählen. Er bringt folgende Reihe, aus der bereits deutlich der ganze Ödipus-Komplex herausgelesen werden kann: „Messer, machen, messen, Mist, Mutter, Maß." Ich schicke meine wohl etwas willkürlich erscheinende Deutung voraus, die spätere Analyse wird aber ihre Richtigkeit ergeben: Das Messer ist ein altbekanntes Penissymbol. Mit diesem will er etwas machen (messen = koitieren), und zwar bei der Mutter. Dazwischen ist aber etwas Unsauberes (Mist), denn der Vater ist das Maß aller Dinge, er mißt (koitiert).

Die weitere Analyse ergibt die Richtigkeit obiger Deutung. Schon auf das nächste Reizwort assoziiert Kurt mit Einfällen, die den Kastrationskomplex, den wir als den Kernkomplex der Ödipus-Einstellung kennen lernten, aufdecken. Ich nehme die Zusammenstellung der beiden ersten Worte:[1] (Mit Messer machen): Papa sandte mich einst zum „Pulver" [Schlächterei], um eine Wurst zu holen. Dann sah ich zu, wie Papa sie in kleine Stücklein schnitt, und er fragte mich, ob ich auch von der Wurst begehrte, es sei eine Zungenwurst. Da sagte ich: O ja! und er gab mir davon.

(Zungenwurst): Mama sagte, ich solle „pressieren" [mich beeilen], ich müsse ja noch das Gärtlein spritzen. Auf dem Felde stach den Viktor [einen Kameraden] eine Biene. Auf mich kamen zwanzig Bienen und sie flogen mir immer nach und stachen mich.

Das Messer bekommt sofort, wie es als Reizwort gegeben ist, seine ursprüngliche Bedeutung wieder. Die Handlung aber, die der Vater damit ausführt, wird zur Symbolhandlung. Wurst ist eine weitverbreitete triviale Bezeichnung für Penis. Die Zunge nun spielt in der Analyse Kurts eine große Rolle, und zwar

1) Der Einfachheit halber setze ich meine Reizworte in Klammern ().

ebenfalls, in der Verlegung nach oben, als Penissymbol. Er war als Stotterer stets gezwungen, damit der schwierige Laut ihm gelang, die Zunge herauszustrecken, was wir dann als eine unvollständig verdrängte Exhibition entlarven konnten. Der Vater erscheint also hier als der Kastrator, der das Glied Kurts in Stücke schneidet. Die neuen Einfälle, die letzterer zu „Zungenwurst" bringt, erhärten unsere Deutung. Mit dem „Spritzen des Gärtleins" bringt er die Zungenwurst (Penis) in Beziehung zum Urinieren, zugleich aber auch zu der Vorstellung von etwas Stechendem, die sich zurückführen ließ auf einen belauschten Koitus der Eltern, den Kurt als sadistischen Akt deutete.

(Stachel-Garten spritzen): In A . . ., wo ich in den Ferien war, ist ein großer Brunnentrog. Wir ließen das Wasser hinausfließen und spritzten die Wiese. Über Mittag wurde das neue Wasser im Trog warm, und wir badeten dann. Wir wollten aber an den S . . . bach gehen, aber Hedi [seine drei Jahre ältere Schwester] wollte wegen der Schlangen nicht. Päuli [ein älterer Ferienkamerad] sagte, es mache nichts. Wir gingen dann und erzählten auf dem Wege Schlangengeschichten. Aber unten am Bache war wirklich eine braune Schlange, eine Kreuzotter. Päuli nahm das große Messer und wollte sie in tausend Stücke zerschneiden. Die Schlange kam näher und stellte sich so auf (Erektion). Dann zerschnitten wir sie mit der Sichel in viele Stücke. Nachher kehrten wir heim und haben noch die Wespen in einem Loch mit kochendem Wasser gespritzt.

Kurt bringt mit der Schlangengeschichte nur eine Variante zur Zungenwurstgeschichte. Die Schlange als phallisches Symbol ist ein uraltes Kultphänomen. Auch in der Kunst wird häufig der Phallus durch eine Schlange ersetzt. Pfister[1] hat diesem

1) O. Pfister: Die psychoanalytische Methode (S. 245 bis 249).

typischen Sexualsymbol besondere Aufmerksamkeit geschenkt; ich brauche ihm hier nicht weiter nachzugehen. Kurt und Päuli zerschneiden nun die Schlange in viele Stücke. Wir sehen hier bereits eine Aktivierung der passiv erlebten Kastrationsangst. Bei der Wurst war es der Vater, der zerschnitt, hier ist es vorerst der ältere Kamerad „Päuli" (Vatersurrogat), der schneiden will, und bei der Ausführung sind sie beide beteiligt; sie zerschneiden des Vaters Glied (oder den Vater). Am Schlusse wird übrigens der Schlangengeschichte als Wiederholung eine zweite Aktivierung angegliedert: Die Wespen mit dem Stachel (Vater mit Penis), vor welchen man sich fürchtet, werden mit kochendem Wasser getötet. Ich verbinde nun alle die Symbole, um den Knaben, der an einer sehr starken Verdrängung litt, mit der Realität wieder in Einklang zu bringen. Man beachte nun, wie der noch nicht zehnjährige Knabe, der natürlich von einer Darwinschen Entwicklungslehre noch nichts gehört hat, doch eine Entwicklung vom Pflanzen- zum Tierreich und zum Menschen aus dem Unbewußten schöpft. Die aufgezählten Kreaturen bilden für Kurt alle Penissymbole.

(Was ist wie eine Zungenwurst, wo Wasser herausspritzt, oder wie ein Stachel, eine Schlange?):

Pfirsich, Banane, Kokosnuß, Zwetschke, Butterbirne, Schlange, Wurm, „Ohrengrübel" (Ohrwurm), Raupe, Käfer, Fliege, Blindschleiche, Krokodil, Elefant — denn mit dem Rüssel kann er Wasser spritzen, — Maus — der Schwanz ist wie der Zipfel bei der Wurst, — Hornіß — er hat einen Stachel, und die Schuppen sind wie die Haut der Wurst, — Drache, Giraffe — sie ist wie eine Wurst, und der lange Hals ist der Zipfel, — die Kuh — sie ist länglich wie die Wurst, und der Schwanz ist der Zipfel, — Fuchs (sein Totemtier), Hund, Wolf, Bär, Eichhörnchen, Eidechse, der Blinddarm, Därme, Zunge, Mund, Luftröhre, der

Kropf, das Gehirn — es ist wie Würste, — Lunge, Nieren, Bauch — ich sah auf einem Bilde einen Mann mit einem solchen Bauche wie eine Wurst, — Füße, da wo man „bislet" (uriniert), das „Schneggi" (Schnecke, sein bereits bekannter Ausdruck für Penis).

Die ganze Reihe von Sexualsymbolen, die schließlich in ihrem Endglied zum Sexualorgan zurückführt, bringt neben der bereits erwähnten biologischen Entwicklung auch sonst allerhand Interessantes. So wird das Tierreich sowohl als die Gattung Mensch immer mit dem typischesten Sexualsymbol eingeleitet, beim Tier mit der Schlange, beim Menschen mit dem Blinddarm. Kurt hat eine schwere Blinddarmoperation durchgemacht, die sich als eine „Sühnekastration" erweist. Interessant ist ferner, daß, sobald er zu höheren Tiergattungen gelangt, er anfängt, bestimmte Teile, wie Rüssel, Schwanz, Stachel, Schuppen, langer Hals, besonders zu nennen und so dem Sexualorgan immer näher kommt.

Es würde zu weit führen, all den Verstrickungen nachzugehen, die es zur Analyse des Stotterns aufzulösen galt. Es handelt sich hier nur darum, einen typischen Fall von ausgesprochener Sexualsymbolik zur Darstellung zu bringen. Die Symbole sind sämtlich ausgesprochen männlich, vielleicht mit Ausnahme des Mundes, obschon auch dieser hier, weil zur Zunge (Penis) gehörend, als Vorhaut betrachtet werden kann.

Die Ambivalenzeinstellung ist analog derjenigen zum Totemtier (Fuchs), von der im nächsten Kapitel die Rede sein soll, bei allen übrigen genannten Sexualsymbolen dieselbe. In anderen Fällen manifestiert sie sich oft auch dadurch, daß das Sexualsymbol sowohl ein männliches als ein weibliches sein kann. Hier rührt die Eindeutigkeit daher, weil Kurt auch der Frau noch einen Penis zuschreibt.

10. TIERPHOBIEN

Der Ambivalenzcharakter, den, wie wir festgestellt haben, jede Bindung trägt, zeigt sich auch besonders ausgeprägt in den Tierphobien, einer ziemlich häufigen Erscheinung bei Kindern, die sich als eine Bindung mit zwangsneurotischem Charakter erweist.

Das Kind zeigt auch dem Tier (anfänglich sind es meist Katze und Hund) zuerst seine Ablehnung, bekommt aber meist ziemlich bald ein sehr „intimes“ Verhältnis zu ihm, oft ein intimeres als zu dem erwachsenen Menschen, den es weniger gut „versteht“.[1] Es gibt genug Erzählungen, die das Verhältnis Kind — Tier schildern. Ich erinnere mich einer Szene, wo ein kleines Mädchen, es mochte etwas mehr als zweijährig sein, auf den schlafenden „bösen“ Haushund hinaufkroch, der aufwachte, das Kind ruhig gewähren ließ, höchstens den Kopf etwas beiseiteschob, wenn es ihm mit seinen spitzen Fingerchen neugierig an den Ohren und Augen herumtastete. Als die Eltern das Kind erblickten, eilten sie entsetzt herbei und rissen es weg. Der Hund aber knurrte unzufrieden.

---

1) Freud sagt dazu (Totem und Tabu, S. 117 bis 118): „Das Kind zeigt noch keine Spur von jenem Hochmut, welcher dann den erwachsenen Kulturmenschen bewegt, seine eigene Natur durch eine scharfe Grenzlinie von allem anderen Animalischen abzusetzen. Es gesteht dem Tiere die volle Ebenbürtigkeit zu; im ungehemmten Bekennen zu seinen Bedürfnissen fühlt es sich wohl dem Tiere verwandter als dem ihm wahrscheinlich rätselhaften Erwachsenen.“

So wie das intime Verhältnis zur Mutter den Urhaß nicht völlig aufzuheben vermag, so bleibt auch die Beziehung des Kindes zum Tiere nie eine ungetrübte. Das kleine Ding kann plötzlich anfangen, den Hund oder die Katze zu schlagen, an den Haaren zu ziehen usf., und bei diesen sadistischen Akten größte Lust zu äußern. Oft läßt das Tier zum Erstaunen der Erwachsenen sich alle diese Quälereien gefallen, wo es dem Erwachsenen gegenüber sich längst zur Wehr gesetzt hätte oder geflohen wäre.

Die Furcht des Kindes beginnt meist erst mit einem akzidentellen Erlebnis, bei dem seine Liebesbezeugungen oder seine lustbetonten Haßäußerungen, welch letztere wohl in der autoerotischen Auffassung des Kindes nicht als Trübung des Verhältnisses zum Tier empfunden werden, plötzlich durch einen vom Tier verursachten Schmerz (durch Beißen oder Kratzen) unterbrochen werden. Furcht kann auch durch andere Erlebnisse ausgelöst werden, wie z. B. bei dem kleinen Hans,[1] wo es durch das Umfallen des Pferdes geschah. Die Furcht kann eine permanente werden bei etwaiger Wiederholung des Erlebnisses und bei beständiger ängstlicher Warnung durch die Erwachsenen.

Das Kind, das erstlich seine eigene Ambivalenz auf das Tier überträgt, erlebt nun ganz ähnlich, wie sonst von den erwachsenen Menschen (Lustverbot), durch das akzidentelle Erlebnis ebenfalls eine Ablehnung, gleichsam eine Bestrafung vom Tier für die genossene Lust. Das Erlebnis übt dieselbe Wirkung aus wie das Lustverbot. So sind die Grundpfeiler zur Übertragung der Elterneinstellung auf das Tier gelegt, und die Brücke baut sich aus durch die beständigen Warnungen der Eltern. Es ist wohl gar nicht notwendig, daß das akzidentelle Erlebnis eintritt, um die Furcht zu wecken, die Warnungen der Eltern be-

1) Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben.

wirken ohnehin eine Übertragung der Bindung auf die Tiere. Aber auch noch ohne diese Warnungen würde diese Übertragung doch stattfinden können.

Freud hat nachgewiesen,[1] wie der Mensch sich durch den Mechanismus der Projektion eines seelischen Konfliktes, der sich immer bei ambivalenter Einstellung bildet, zu entledigen versucht. Mit dieser Projektion der Ambivalenz, des unerträglichen Konfliktes von Trieb und Verbot auf das Totemtier, schaffte sich der Primitive Erleichterung, die seelische Spannung wurde geringer, weil die Spaltung zwischen Clangenossen (Söhnen) und Führer (Vater) geringer wurde. Das Totemtier wirkte als Mittler.

Ein ähnliches Verhältnis wie der Primitive hat auch das Kind zum Tier. Mit dem besonderen Interesse, das es ihm entgegenbringt, ist die Urablehnung durchbrochen und das Verhältnis ein ambivalentes, eine Mischung von Zu- und Abneigung geworden. Bei der später durch das Lustverbot hervorgerufenen, verschärften ambivalenten Einstellung zu den Eltern (beim Knaben speziell zum Vater), verschiebt das Kind vornehmlich seine Haßgefühle auf das Tier, und zwar meist gerade auf dasjenige Tier, das es zuvor besonders geliebt. Zur Sühne kann das Kind wiederum innerlich gedrängt werden, dem „unschuldig“ gehaßten Tier Liebe entgegenzubringen. Wir sehen auch hier wieder, wie ein Zusammenfließen von doppelten Gegenströmungen zur extremen Ambivalenzbindung mitwirkt. Das erwähnte akzidentelle Unlusterlebnis (Beißen, Kratzen etc.) kann wirklich äußerer Anlaß zum vollen Ausbruch der Furcht und Haßeinstellung des Kindes zum Tiere werden, aber letztere kann auch ohne erstere entstehen. Der kleine Hans[2] gibt deutlich zu verstehen, daß eben das Pferd

1) Freud: Totem und Tabu.

2 Siehe Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Kaben.

für ihn Vatersurrogat ist, an dem er nun seine Todeswünsche, die ursprünglich dem Vater galten, realisieren möchte, um eben im Alleinbesitz der Mutter zu sein (Ödipus-Komplex). Freud hat hier die Analogie mit dem Totemtier, das mit den beiden Tabus — Exogamie und Verbot des Totems — belehnt wurde, hergestellt.

An einer ausgesprochenen Tierphobie litt der früher erwähnte Knabe Kurt,[1] und zwar galt dieselbe nicht einer Tiergattung allein, sondern er identifizierte seine Eltern mit verschiedenen Tieren, wie dies übrigens auch der kleine Hans tat, der neben der Identifizierung des Vaters mit dem Pferd ihn auch mit der Giraffe verglich.[2]

Die stärkste Bindung Kurts war diejenige an den Fuchs, den er im fünften Altersjahr zu fürchten begann, nach verschiedenen Warnungen, die ein Senn auf einer Alp, wo viele Füchse waren, dem Knaben gab. Kurt war dort in den Ferien. Seine starke Kastrationsangst hatte sich bereits aktiviert, so daß er sich häufig mit Kastrationsphantasien und auch Todesphantasien, die gegen den Vater gerichtet waren, beschäftigte. In der Projektion dieser Phantasien auf den Fuchs nun, der nach des Sennen Aussage rasch aus dem Loch schlüpft, einen beißt und wieder verschwindet, entstand die Angst vor dem Fuchs, der das „Schneggi" (Penis) abbeißen könnte.[3] In seinen Träumen beschäftigt sich Kurt bis zur Analyse, also während fünf Jahren, fast ausschließlich mit Füchsen. Er selbst befindet sich dabei meist auf der Jagd nach ihnen oder wird von ihnen verfolgt. Ein typischer Traum ist folgender: Kurt ist im Wald, und es

1) Vgl. S. 44 und 83.

2) Jahrbuch, Bd. I, S. 24.

3) Wir erinnern uns hier an die Angst vor dem Beißen des Pferdes, die der kleine Hans in Freuds Analyse zeigt.

kommt ein Fuchs mit einer Mähne auf ihn los und will ihn beißen. Er schießt ihn in den Bauch. Darauf ruft er „Hedi" und „Päuli". Zu beiden bestand eine stark erotische Bindung. Sie schleppen den toten Fuchs in die Sennhütte, „metzgen" (schlachten) ihn, braten das Fleisch und essen es gemeinsam mit dem Senn. Aus dem Fell aber macht sich Kurt ein Paar Lederhosen.

Der Traum entspricht vollständig dem Totemopfer und der Totemmahlzeit, wie sie durch die Darstellungen von W. Robertson Smith[1] bekannt wurden, und wie sie dann Freud in „Totem und Tabu" weiter verarbeitete. Das Totemtier, das zu töten sonst verboten ist, darf nach bestimmtem Zeitraum, wenn der ganze Clan die Verantwortung mitübernimmt, getötet und darauf gemeinsam verzehrt werden. Da das Totemtier Vatersurrogat ist, muß diese Opferung eine Wiederholung des Mordes am Urvater bedeuten, den ja ebenfalls alle Söhne gemeinsam begingen. Durch das Aufessen wird das Totemtier mitsamt seinen Eigenschaften „einverleibt", es findet also hier indirekt eine Identifikation mit dem Vater statt, die den Sinn hat, die Uneinigkeit (Ambivalenz) aufzuheben. Robertson Smith berichtet auch, daß die Stammesgenossen, um die Identifikation mit dem geschlachteten Totemtier vollständig zu machen, sich mit ähnlichen Fellen bekleideten und das Tier in Lauten und Bewegungen nachahmten. Im Traume Kurts geschieht genau dasselbe: Das Töten des Fuchses, die gemeinsame Mahlzeit und das Sicheinkleiden in das Fell des geschlachteten Tieres.

Kurt steht trotz seiner Intelligenz, die er in der Schule an den Tag legt, doch auf einer außerordentlich primitiven, kannibalistischen Stufe. Auch seine Unkenntnis über den Geschlechtsunterschied war schon Zeugnis dafür.

1) W. Robertson Smith: The religion of the Semites.

Wie bereits erwähnt, beschränkte sich seine Phobie nicht allein auf den Fuchs. Im Verlaufe der Analyse zeigte er auch eine starke Furcht vor Leoparden und in enger Verbindung damit vor Mördern. Von beiden wurde er im Traum oft verfolgt und getötet. Hinter beiden ließ sich auch unschwer der Vater erkennen. Kurt aktivierte auch hier wieder, vollzog die Identifikation mit dem Leoparden, schlüpfte im Traum als solcher in der Mansarde unter das Bett, um dem Mörder zu entgehen, schnarchte und pustete, so daß der Mörder meinte, es sei ein Leopard und, sich zum Fenster hinaus flüchtend, zu Tode stürzte. Die Träume Kurts bringen immer glänzend die Lösung des Konfliktes. Einmal sind es Vater und Mutter, die als „Hyäne" und „Dertäne"[1] ihn in tiefem Walde bedrohen. Hyäne war das Männchen (Vater) und die „Dertäne" das Weibchen (Mutter). Diese Namenverteilung rührt daher, daß der Vater im Bett „hier drüben" („Hyäne") und die Mutter „dort drüben" („Dertäne") lag.

Auf der Jagd steht ihm der Senn bei. Sie finden in einer Höhle Spieße und Gewehre und stellen sich hinter einem Baume auf. Auf ein verabredetes Zeichen (Hochhalten der Hand) schießt Kurt und trifft die Hyäne (Vater). Der Senn aber schießt auf die „Dertäne" (Mutter) und trifft sie in den Bauch, aber sie ist nicht tot. Unterdessen ist auch die Hyäne wieder entwischt. Der Kampf geht fort. Zuletzt werden beide Tiere ins Gehirn getroffen. Das Fell wird ihnen abgezogen, das Fleisch gekocht und daraus ein feiner Braten gemacht. Am Mahl beteiligen sich neben dem Senn wieder die Schwester Hedi und Päuli. Aus dem Fell aber machten sie Kleider.

---

1) „Hy-(hier)äne" und „Dert-(dort)äne" ist ein provinzialischer, spaßweiser Ausdruck und heißt ungefähr soviel wie „hierdrüben" und „dortdrüben".

Wir haben hier dasselbe Totemopfer, dieselbe Totemmahlzeit wie bei dem Fuchs. Rätselhaft war mir anfangs nur, wieso hier beide Tiere getötet wurden, was ja dem Morde von Vater und Mutter entsprechen und den ganzen Sinn des Totemopfers entstellen würde, kam aber dann darauf, daß sie ja nur aus einem Fell Kleider verfertigten. Als ich Kurt darauf aufmerksam machte, wußte er nicht mehr mit Sicherheit zu sagen, ob die „Dertäne" wirklich auch getötet worden war. Die Mutter war öfters auch beim Sennen in den Ferien, und es ist möglich, daß Kurt sich Phantasien über einen Geschlechtsverkehr (in den Bauch treffen) zwischen Senn und Mutter ausmalte.

Nachdem Kurt die Zusammenhänge seines Vater- und Kastrationskomplexes bewußt geworden, verschwanden auch die Tierphobien. Seine Angst war früher so stark gewesen, daß er diese Tiere nachts überall witterte, sogar im Hause sich vor ihnen fürchtete.

Sein Ambivalenzkonflikt hatte ihn gezwungen, in beständiger Flucht vor der unerträglichen Realität, sich fortwährend in Phantastereien (meist über Jagden) zu verlieren, was er schon so weit gebracht hatte, daß er, zur Beunruhigung der Eltern, überhaupt nicht mehr zu unterscheiden vermochte, was von seinen „Geschichten" der Wirklichkeit entsprach und was phantasiert war. Nach der Korrektur des Verhältnisses zu seinen Eltern verlor sich dieser Hang zur Phantasterei, die ja immer nur ein Versuch gewesen war, die unerträgliche Spannung der Ambivalenz, in die ihn sein entstelltes Realleben zwang, herabzusetzen.

---

11. TRÄUME

Auf den besonders stark ambivalenten Charakter der Träume hat schon Bleuler hingewiesen.[1] Es ist klar, daß der Traum, der sich als eine unbewußte Fortsetzung des Wachlebens erweist, Bezug nehmen muß auf die letzteres beherrschenden Ambivalenzkonflikte. Da aber das Es und das mit ihm enger als mit dem Ich zusammenhängende Unbewußte amoralisch ist, eigentlich keine Konflikte anerkennen will, so versucht es mit Hilfe des Traumes diese aufzulösen, oft in „launischer" Art auch so, daß es einen Konflikt so ungeheuer und unverständlich kompliziert macht, daß man den Eindruck gewinnen möchte, das Unbewußte mache sich einen Spaß daraus, die dummen Konflikte des Bewußtseins bis ins Grotesk-Lächerliche zu verzerren. Die These Freuds von der Wunscherfüllung des Traumes (die von ihm nur eine Einschränkung erhalten hat), gilt ganz besonders für den Kindertraum. Den unerfüllten Wünschen und Bedürfnissen des Tages wird im Traum unverhüllt nachgelebt. Übrigens ist ja auch das Tagträumen bei Kindern eine außerordentlich häufige Erscheinung, die man ganz besonders in der Schule beobachten kann.[2] Erst wenn das Lustverbot und die Verdrängung ihre tiefen Wurzeln geschlagen haben, fangen auch in Kinder-

1) E. Bleuler: Die Ambivalenz (S. 101).

2) Darauf hat auch Freud in seinem Aufsatze: Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität hingewiesen.

träumen die bekannten Entstellungen und Verdichtungen an, sich zu zeigen.

So ist z. B. in dem erwähnten Traume der kleinen Emma die Erfüllung des Wunsches, zum Vater in den zweiten Stock zurückkehren zu können, bereits entstellt durch eine Übertragung auf eine fremde Person (Fräulein), die an Stelle des Ichs hinaufgeht. So auch Emmas Tagesphantasie, drei Kinder zu besitzen. Wenn der Traum erstere auch unverhüllt realisiert, so gibt er doch eine Entstellung, indem die Kinder von Emma in einem fremden Kinderwagen herumgeführt werden.

Es ist, als ob der Traum die Tendenz verfolgte, alle Lustbegehren zu erfüllen, aber auch zugleich dem Lustverbote gerecht zu werden, auch ihm zu dienen. Darum würfelt er die beiden im Wachleben einander im Ambivalenzkonflikt gegenüberstehenden Tendenzen, wobei gewöhnlich im gleichen Zeitpunkt nur eine von beiden zur Auswirkung kommt, durcheinander, negiert gleichsam ihren Gegensatz und bringt beiden Erfüllung in der „sinnvollen" Entstellung, die bis zur scheinbaren „Sinnlosigkeit" gehen kann. Diese Verdichtung und Entstellung schafft also oft scheinbar Hyperkonflikte der Ambivalenz, aber eben nur scheinbar. Der Traum will im Gegenteil gerade zeigen, daß sich alles miteinander vertragen kann, daß es wie im alibidinösen Zustand überhaupt keine Gegensätze gibt. Der Kindertraum, wie übrigens ja auch derjenige des Erwachsenen, bedient sich dabei meist des Symbols.

Der erste Traum, den der Stotterer Willi[2] mir brachte, ist folgender: „Ich bin auf einer Wiese mit hohem Gras und grabe hier mit einer kleinen Schaufel ein Loch. Ich sitze hinein und meine, es merke es niemand. Das Loch ist schmutzig. Es

1) Vgl. S. 69.

2) Vgl. S. 31, 43, 53, 65 und 75.

kommt aber ein Geist, der hat glühende Augen. Er erschreckt mich und verzaubert mich auf eine schöne (gemähte) Zauberwiese."

Der Traum enthielt das ganze Programm für die zu vollziehende Analyse. Vorerst brachte er eine Wunscherfüllung in bezug auf das Lustbegehren der Mutter gegenüber. Willi koitiert mit ihr mit seinem kleinen Penis (kleine Schaufel) so, wie er meint, daß es der Vater tue, nämlich *per anum.* Seine kleine Schaufel (kleiner Penis = Mißgeburt) genügt hier. Neben der Erfüllung des Inzestwunsches frönt Willi zugleich seiner Koprophilie, indem er auch hier wieder mit dem Kot, den er aus dem schmutzigen Loche (After) schafft, „gäggelet".[1] Inzest und Koprophilie sind aus dem Wachleben verdrängt, bleiben aber im *Ubw* weiter begehrt und schaffen sich im Traum in Verkleidung wieder an die Oberfläche des Bewußtseins. Der Traum ignoriert aber die im Ambivalenzkonflikt des Wachlebens dem Lustbegehren entgegenstehende Macht nicht. Ja, die Ambivalenz scheint noch erhöht. Der Vertreter der Lustverbote ist der Vater. Im Traume erscheint er als der totgewünschte Vater, der nun als Geist wiederkommt, um sich zu rächen. Der Ambivalenzkonflikt ist hier so scharf zugespitzt, daß wir, die ganze Situation ins Wachleben verlegend, zum wenigsten irgend eine Katastrophe erwarten, mindestens den Tod des Knaben. Der Geist ist ja der von Willi „gemordete" und wiedererstandene Vater, der kommt schon ohnehin, um sich zu rächen, den Tod des „Mörders" fordernd Dabei erlebt er noch, daß der Sohn mit der Mutter Sexualverkehr hat, deretwegen er (der Vater) ja „gemordet" wurde. Deshalb das Erschrecken des Knaben im Traume. Aber die Katastrophe erfolgt nicht, sondern der Geist selber zaubert Willi auf

1) Vgl. S. 31.

die schöne, gemähte Zauberwiese. Das hohe Gras der ersten Wiese deutet auf die Schamhaare, die Willi einst beim Vater sah und wohl auch bei der Mutter vermutet. Der Geist nun bringt ihn auf die gemähte Zauberwiese (keine Haare), wo die Gegensätze und Konflikte aufgehoben sind.

Wir müssen uns auf die Deutung beschränken und müssen davon absehen, die Details der Analyse, die die Deutung stützen würden, anzuführen.

Ähnlich wie im Symptom kommt die Ambivalenz und zugleich ihre Aufhebung zum Ausdruck in jenem Traume Willis, wo er Pferde mit 100 Gramm Butter putzt.[1] Wir sahen bereits, wie der Traum beiden ambivalenten Zielstrebigkeiten, dem Lustgenießen (Schmieren-Koprophilie) und dem Lustverbot (Putzen) gerecht wird. Das Putzen ist ein neues Schmieren. Der Ambivalenzkonflikt wird auf den äußersten Punkt der Gleichgewichtsstörung gebracht und hebt mit der Überschreitung dieses Punktes die Störung, die Gegensätze, und damit sich selbst auf (Putzen ist Schmieren, und Schmieren ist Putzen).

Aber auch in Träumen wie denjenigen Werners[2] des Bettnässers, in denen der Konflikt gesteigert wird bis zur Katastrophe, die denn auch wirklich eintritt, finden wir doch Wunscherfüllung; auch hier wird im Traum die Ambivalenz aufgelöst durch Realisierung der entgegengesetzten Forderungen (Trieb und Verbot) des Wachlebens.

Ein Traum lautet: „Ich hatte Geld in meiner Kasse. Ich nahm es heraus und ging in die Stadt, um der Mutter Teller zu kaufen. Als ich in den Laden kam, frug ich, was sie kosten. Sie sagten: „Zwanzig Rappen das Stück." Ich nahm drei Stück. Als ich sie in den Korb tat, zerbrachen sie (starkes, befreiendes

1) Vgl. S. 76.
2) Vgl. S. 57.

Lachen Werners). Ich verlangte andere. Die Verkäufer sagten nein. Ich wurde böse und schlug eine ganze Reihe Teller herunter und sprang hinaus. Die Leute gingen aber auf die Polizei, und ich mußte alles bezahlen. Als ich heimkam, hatte ich kein Geld mehr. Mama fragte danach. Sie ging auch in die Stadt, um zu fragen. Da lagen die Scherben noch, und ich bekam Schläge."

Wer den Knaben nicht kennte auch nichts wüßte von Traumdeutung, würde schwerlich hier eine Wunscherfüllung herausfinden. Wir kennen aber bereits die stark sadistische Einstellung Werners zu seiner Mutter und kennen auch die Ursachen, die dazu führten.[1] Auch im Wachleben hat ja Werner der Mutter beständig mit großer Schadenfreude das Geschirr zerschlagen. (Lachen.) Wir haben dieses Zerschlagen mit der Enuresis nocturna in Beziehung gebracht und dieselbe wiederum mit der frühern Masturbation, die die Mutter an Werner ausgeübt. Die Enuresis und das Zerschlagen sind nur Verschiebungen und Ersatz der Masturbation. Wenn also der Knabe sein Geld ausgibt, um der Mutter Teller zu kaufen, so dürfte darin ein ursprünglicher Liebesakt liegen. (Auch eine Wiedergutmachungstendenz für die am Tage zuvor zerschlagenen Teller.) Er kauft aber die Teller auch, um das Zerschlagen (Enuresis und Masturbation) zu wiederholen. Tatsächlich sind die drei ersten Teller ja auch von fremder Hand zerschlagen (Masturbation der Mutter). So wie er einst von der Mutter die weitere Masturbation verlangte, so verlangt er auch hier weitere Teller. Die Verweigerung hat die Wut zur Folge und die Selbsthülfe (Onanie). Er schlägt eine ganze Reihe Teller herunter. In der Katastrophe nun, die erfolgt, die scheinbar rein negativ für die Wunscherfüllung ausfällt, also nur

1) Vgl. S. 58.

dem Lustverbot zur Realisierung verhilft, sind aber gleichzeitig alle drei libidinösen Wünsche (drei Teller, die er gekauft) erfüllt. Erstens führt die Mutter durch das Schlagen auf das Gesäß die verpönte und unterlassene Masturbation wieder aus, sodann befriedigt er gleicherzeit durch sein Wasserlassen (das immer die Schläge begleitet) den bisherigen Ersatz für Masturbation, die Enuresis, und drittens könnte im Schlagen auch noch der Ersatz für die Enuresis, nämlich das Zerschlagen des Geschirrs, realisiert sein. Letzteres dürfte zweifelhaft sein, immerhin sagt man in unserem Dialekt: Geschirr „verschlagen" und das Gesäß „verschlagen".

Wir sehen, das im Wachleben sich Widersprechende, Trieb und Verbot, die einander ausschließen und beständigen Kampf, beständige Ambivalenz zur Folge haben, sind im Traume vereint. Eine Traumbegebenheit, sogar eine katastrophale, vermag gleichzeitig beide Mächte zu realisieren, die Ambivalenz aufzuheben, Einheit herzustellen.

Dasselbe Resultat ergibt, wie bereits angedeutet, die Analyse jenes Traumes, in dem Werner mit seiner Mutter den Berg hinunterstürzt. Wieder führt die Katastrophe die entgegengesetzten Strebungen ans Ziel. Der Masturbation wird gefrönt, die Mutter tritt auf den Riemen (Penis), und Mutter und Sohn stürzen im Liebesakt zu Tode. Liebe und Tod, vollkommene Triebbefriedigung und vollkommene Triebeinschränkung werden hier (wie häufig in Psychologie und Kunst) identisch, sind ein und derselbe Akt.

---

12. DAS ÜBER-ICH

In diesem Abschnitte der Ambivalenzbildung gingen wir aus von der ursprünglichen autoerotisch-narzißtischen Bindung des Kindes an das Ich, leiteten sodann über, entsprechend der Entwicklung seiner Libido, auf die Fremdobjektbesetzungen, hauptsächlich der Mutter und des Vaters, und kehren nun mit den den Objektbesetzungen parallel erworbenen Identifizierungen zu einer neuen Bindung des Ich an das Ich, respektive an das Ideal- oder Über-Ich zurück.

Aus den Identifikationen des Knaben mit seinem Vater und dem sich aus der Zurücksetzung hinter denselben ergebenden Zwang der Übersteigung der väterlichen Kapazität entsteht der Größenwahn des Kleinen. Er ist Direktor, Lehrer, Dirigent, General, Prinz. Seinem Größenwahn förderlich ist die übertragene narzißtische Haltung der Eltern, welch letztere meist „dem Zwange unterliegen, dem Kinde alle Vollkommenheiten zuzusprechen.“ [1]

An dieses Ideal-Ich kann nun die ganze Libido, welche anfänglich das wirkliche Ich und später teilweise Fremdobjekte genossen, verschwendet werden. Mit der Spaltung aber in Aktual-Ich und Über-Ich ist eine neue Form des Ambivalenzkonfliktes gegeben, die wir abschließend noch zu betrachten haben.

---

1) Freud: Zur Einführung des Narzißmus. Jahrbuch, Bd. VI, S. 15.

Das Über-Ich ist durch Identifikation mit dem Vater (auch der Mutter) entstanden. Das Kind überträgt sein eigenes narzißtisches Ich, als direkte Wirkung des Lustverbotes und der Verdrängung, auf den Vater, glaubt nun denselben in der Allmachtstellung, die es selber verlor, und es sucht auf dem Umwege der Identifizierung mit dem Vater und dem Ideal-Ich das frühere urnarzißtische Ich wieder zu erreichen. Das Ziel aller Wollungen und Strebungen ist dieses, einen Zustand zu erreichen, wo nichts mehr gewollt und erstrebt werden muß, das heißt, wo die Ambivalenz aufgehoben, die Einheit des Erlebens wieder hergestellt wäre. Dies deckt sich auch mit Freud,[1] wenn er die Sätze aufstellt: „Die Rückkehr der Objektlibido zum Ich, deren Verwandlung in Narzißmus, stellt wieder eine glückliche Liebe her, und anderseits entspricht auch eine reale glückliche Liebe dem Urzustand, in welchem Objekt- und Ichlibido voneinander nicht zu unterscheiden sind. Die Entwicklung des Ichs besteht in einer Entfernung vom primären Narzißmus und erzeugt ein intensives Streben, diesen wieder zu gewinnen. Wiederum ihr eigenes Ideal sein, auch in betreff der Sexualstrebungen, wie in der Kindheit, das wollen die Menschen als ihr Glück erreichen."

Das Ideal-Ich, das an der Elternidentifikation erworben wurde, wird gleichsam Repräsentant für die Forderungen dieses Seins überhaupt, dem gegenüber das Ich trotz der Libidobesetzungen sich ablehnend verhält. Die Libidobesetzungen waren nur Kompromisse, Fiktionen des Einklangs mit der Welt. So versteht man auch die quälende Ambivalenz, die darin besteht, daß man stetig sein Ideal-Ich zu erreichen begehrt, und es stetig doch als lästig empfindet und von sich schütteln möchte. Man

1) Zur Einführung des Narzißmus. Jahrbuch, Bd. VI, S. 23.

möchte eine große Persönlichkeit werden vor der Welt, aber man möchte auch als ein Nichts, als ein Nur-Mensch ohne Pflichten und Strebungen vegetieren.[1]

Als die Instanz, welche das aktuelle Ich unausgesetzt dem Ideal-Ich gegenüberstellt, bezeichnen wir gewöhnlich das Gewissen, wir könnten aber vielleicht mit ebensoviel Recht das Bewußtsein überhaupt als diese Instanz bezeichnen. Gewissen leitet sich auch von Wissen ab, nämlich dem Wissen um die Kluft zwischen Sein und Seinsollendem, oder anders ausgedrückt, zwischen Aktual-Ich und Über-Ich. Gewissen hat aber einen moralischen, ja sogar religiösen Einschlag erhalten. Man spricht etwa von „gutem" Gewissen, wenn die Lebensweise dem Sollen (Norm) des Ideal-Ich entspricht, und umgekehrt von „schlechtem" Gewissen, wenn das Aktual-Ich sich von der Norm des Ideal-Ich entfernt oder dies letztere herabsetzt. Die Unterscheidung scheint mir aber in unserem Zusammenhang nur dann von einigem Wert, wenn wir das Ideal-Ich wieder abbauen und auf den Vater zurückführen. Nun sehen wir, daß das Kind ursprünglich hauptsächlich dann ein „schlechtes" Gewissen hat, wenn es nicht den Willen des Vaters tut. Diesen Willen vermag es aber trotz aller Identifikationen nie restlos zu erfüllen. Das Ich bleibt sowohl dem Vater als später dem Über-Ich gegenüber immer in einem Schuldverhältnis; davon erlöst auch alles pflichtmäßige Handeln nicht. Oft sehen wir das Gegenteil: Das Über-Ich kann hypermoralisch sein und das Ich immer grausamer in die Schuld, in das Bewußtsein der großen Spaltung, in den Ambivalenzkonflikt hineintreiben, und zwar desto tiefer, je mehr das Ich sich dem Über-Ich ergibt.

1) Ich erinnere an die klassische Stelle in Dostojewskis „Autobiographischen Schriften", wo er sich über die Persönlichkeit ausläßt. (Piper & Cie., München 1919, Bd. XI, Zweite Abteilung, S. 253 bis 259.)

Es kann sein, daß, wie im Falle der Melancholie,[1] das eine Ich (Über-Ich) gegen das andere Ich wütet und es zu zerstören sucht, Th. Reik ist diesem Probleme nachgegangen in seiner „Deutung des Judasproblems“.[2] Es bilden sich daher eigentlich zwei Formen der Identifikation. In das Ideal-Ich wird die Ambivalenz des Vaters aufgenommen, d. h. das was er gebietet und das was er verbietet.[3] Beide Forderungen treten im Über-Ich dem Ich als gesonderte Systeme gegenüber und erheischen Gehorsam, so daß es soweit kommen kann, daß dem Ich alles zu tun geboten und gleicherzeit verboten ist. Dies dürfte die Form des schärfsten Ambivalenzkonfliktes sein.

In der Analyse des Knaben Alfred[4] wiesen wir bereits auf diese doppelte Ambivalenz hin, in der er dem Vaterideal nachstrebend sich als Knabe entwickelt und sich zugleich dem Rivalitätskampfe entziehen will durch die feminine Einstellung. Das Ich-Ideal nun verlangt diese Doppelung, der sich dann der Knabe, nicht anders, denn in einer fiktiven Synthese zu entziehen weiß, indem er nämlich beide Identifikationen, die vom Über-Ich gefordert waren, als solche aufhebt, wohl weil durch das beständige Hin- und Hergeworfenwerden instinktiv die Unmöglichkeit einer Realisierung der eigenen Lebenstendenzen eingesehen wurde. Indem er nun ein neues, einheitlicheres Ideal aufstellt, das nur eine Forderung enthält, nämlich ein Auserwählter zu sein, „rettet“ er sein Aktual-Ich vor der Sisyphusarbeit, die es dem früheren Über-Ich gegenüber zu leisten hatte.

1) Siehe Freud: „Trauer und Melancholie“ in „Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre.“ IV. Folge.

2) Th. Reik: Der eigene und der fremde Gott, 1923.

3) Siehe Freud: „Das Ich und das Es“ (S. 40).

4) Vgl. S. 45 und 68.

In einer ähnlich ambivalenten Lage befand sich die kleine Emma ihrem Über-Ich gegenüber (Vgl. S. 69). Sie hatte in ihrer Identifikation mit dem verstorbenen Vater dessen doppelte Einstellung zur Mutter übernommen. Emma fühlte sich einerseits verpflichtet, sie zu quälen, wie der Vater es getan hatte, und verknüpfte die sadistische Komponente, wie wir sahen, mit dem Gedanken, die Mutter sei schuld an des Vaters Tod, übernahm also gleichsam für den verstorbenen Vater die Rolle des Rächers. Neben dieser Haßeinstellung gebot das Über-Ich aber auch, die Mutter zu lieben, wie ein Mann die Frau liebt, was gelegentlich zu Zärtlichkeiten führte, die aber sofort, sowie sie von Mutters Seite erwidert wurden, wieder in Sadismus umschlugen. Die Ambivalenz war so stark, daß ein beständiges Umschlagen von Haß und Liebe das Kind sowohl als auch die Mutter in eine unerträgliche Lage brachte. Das Toben und Wüten der beiden aus dem Über-Ich strömenden Mächte gegen das Ich brachten das Kind so weit, daß es selbst in der Verzweiflung in Tobsuchts- und Wutanfälle geriet.

* * *

Wir haben in diesem Abschnitt der Ambivalenzbildung den Kreis von der narzißtischen Ichbindung über die Objektbindung zurück zur Über-Ichbindung geschlossen und gesehen, wie jede Bindung eine Flucht aus der Ambivalenzspannung ist, ein Versuch zur Aufhebung der letztern, zugleich aber (wieder verstärkter) Ausdruck der nur modifizierten, nicht zu überwindenden Urambivalenz.

Indem wir bis dahin, mit Ausnahme etwa der Symbolisierung und der Träume, bei allen Phänomenen das Hauptgewicht unserer Darstellung mehr auf die Ambivalenzbildung verlegten, soll in einem letzten Kapitel noch die Kehrseite kurz beleuchtet und gezeigt werden, wie jede Bindung, ja jede Ambivalenzbildung, zugleich — so paradox es uns erscheint — ein Versuch zur Ambivalenzaufhebung ist.

B) AUFHEBUNG DER AMBIVALENZ UND REGRESSION

Wir haben in der Bearbeitung des Stoffes über „Ambivalenzbildung" des öftern auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß bei allen libidinösen Bindungen an die Objektwelt die Urambivalenz, die gerade, wie von der Regressionstendenz beabsichtigt war, hätte überwunden werden sollen, sich in neuen Manifestationen äußerte. Die restlose Befriedigung, das alibidinöse Sein, dieser von der Menschheit so heiß erworbene Zustand der Freiheit wird paradoxerweise in Bindungen gesucht, Objektbindungen, deren Ambivalenzcharakter sich darin äußert, daß die eine Tendenz des Subjekts diese Bindungen stets enger zu knüpfen sucht, während die entgegengesetzte Tendenz stets das Ziel verfolgt, die Bindungen aufzulösen. Erstere Tendenz, die in der Lustbefriedigung einen Ersatz gefunden für das alibidinöse Sein, sucht in progressiver Richtung immer mehr Lust am Objekt, wobei das Ich eingerechnet ist, zu erwerben, während die zweite Tendenz in umgekehrter, regressiver Richtung sich vollständig von jeder Bindung befreien möchte. Man spricht bei ersterer Tendenz oft von „Wegideal" und bei letzterer von „Zielideal", spricht auch etwa von abendländischem und morgenländischem Kulturideal. Beide sind im Subjekt begründet, wirken

beständig, nie restlos versöhnt, drängen dem Menschen zum „Entweder-Oder“ und bieten ihm doch gleichzeitig immerfort das „Sowohl-als-auch“ an. Freud[1] sagt dazu: „Der Weg nach rückwärts, zur vollen Befriedigung, ist in der Regel durch die Widerstände, welche die Verdrängungen aufrechterhalten, verlegt, und somit bleibt nichts anderes übrig, als in der anderen noch freien Entwicklungsrichtung fortzuschreiten, allerdings ohne Aussicht, den Prozeß abschließen und das Ziel erreichen zu können.“

Der kleine Willi[2] hat in seiner Symptomanalyse des Stotterns eine charakteristische Darstellung der entgegengesetzten Strömungen im Fluß seines Seelenlebens gegeben und ihr Vorhandensein als Ursache zur Bildung und Entwicklung des Symptoms bezeichnet. Einiges davon berechtigt zur Verallgemeinerung auf das Seelenleben überhaupt. Er sagt: „Es braucht eine große Kraft, bis das Reden herauskommt. Es sind zwei Kräfte vorhanden, eine, die reden will und eine, die zurückhält. Die letztere ist die ‚böse‘ Kraft. Zuerst sind beide Kräfte gleich stark, zuletzt wird die Kraft, die nach außen treibt, etwas stärker. Man sieht die Kräfte nicht, aber es ist, wie wenn zwei Eisenbahnzüge zusammenstoßen. Mitten zwischen beiden ist der Bahnwärter, der beiden das Zeichen gibt zum Anhalten (könnte als Verkörperung des Todestriebes angesehen werden). Sie stoßen aber aufeinander und stoßen immer weiter, eine von da, die andere von dort, und keine will nachgeben. Beide Kräfte gehen den falschen Weg und müssen zurück“ (Regression).

Willi gibt nun im Anschluß daran während vielen Stunden Beispiele aus seinem Leben, wo er „gute“ und „böse“ Kraft

1) Freud: Jenseits des Lustprinzips (S. 40).

2) Vgl. S. 31, 43, 53, 65, 75 und 96.

miteinander im Kampfe wahrnahm. Immer aber ist bei ihm die „gute“ Kraft diejenige, die „hinaus“ will (Trieb) und die „böse“ diejenige, die zurückhält (Hemmung, Triebeinschränkung). Die zurückhaltende „böse“ Kraft ist auch diejenige, die hinein will. Schließlich kommt Willi auf die Zeugungskraft. „Es ist kein Wind“, sagt er, „kein Mensch, und kein Geist, die das Kindlein in die Mutter hineintreiben, sondern bloß so eine Kraft, eben die ‚böse‘ Kraft.“ Es könnte uns, kennten wir nicht Willis Ambivalenzeinstellung zum Vater, wundern, daß hier Triebeinschränkung mit Zeugungskraft (Trieb) identifiziert wird. Aber wir wissen, der Vater ist die Verkörperung des Lustverbotes, ist aber auch, verdrängt für Willi, der Erzeuger. Daß eine Verdrängung vorliegt, ergibt sich aus den drei aufgezählten Faktoren, die nach ihm nicht in Betracht kommen können, nämlich dem Wind (ein in Sage und Mythus häufig erwähntes Zeugungsphänomen),[1] dem Menschen und dem Geiste. Eigentlich sollte sein Satz, der in seiner Entstellung ganz den Charakter eines Traumes hat, lauten: Der (warme) Wind[2] eines Menschen (Vater), der ein böser Geist ist, hat die (böse) Kraft der Zeugung. Die „gute“ Kraft bringt Willi mit der Geburt in Beziehung; sie macht, daß das Kindlein herauskommt. Die Vorstellung von der „Geburt der Wörter“ ist bei ihm aus dieser Analogie entstanden. Bezeichnend ist auch, daß nach einer späteren Feststellung Willis beim Stottern zuerst nur die „böse“ Kraft (Zeugung) vorhanden ist, daß dann von dieser immer mehr Kraft weggenommen und der „guten“ gegeben wird, bis jene schließlich ganz verschwindet, und diese die Wörter alle gut herausbringt (gebiert).

1) Siehe C. G. Jung, Wandlungen und Symbole der Libido.

2) Wir erinnern uns, daß Willi nach Beseitigung der stärksten Widerstände davon sprach, es gehe etwas von der Wärme des Vaters in die Mutter durch den After über, und das erzeuge das Kind.

Die tiefere Analyse aber bringt bei weiterer regressiver Forschung noch andere Zusammenhänge: Die „böse" Kraft ist auch jene Kraft, die die Objektwelt einverleiben will (Nahrungsaufnahme), ist der Bemächtigungstrieb, der Lebenstrieb, der alle die Bindungen mit sich bringt, während die „gute" Kraft diejenige ist, die die Exkremente herausbringt, die aufgenommene Objektwelt wieder abstößt, von ihr befreit. Nahrungsaufnahme und Defäkationsakt waren bei Willi, wie dies bei den meisten Kindern der Fall ist, auf einer bestimmten Stufe identisch mit Zeugung und Geburt.

All unser Tun ist ein stetes „Zeugen" und „Gebären". Das eigene Ich soll durch immer neue Schöpfungen mit der Objektwelt eins werden, damit jede libidinöse Einstellung, der Gegensatz Subjekt—Objekt, die Ambivalenz aufgehoben werde. Diese Zielstrebigkeit zeigt sich in allen Bindungen, in der Lustbefriedigung sowohl als im Lustverbot, sie zeigt sich überhaupt in allen jenen Phänomen, die wir bei der Ambivalenzbildung kennen lernten. Sie sind gleichsam der Ausdruck dafür, daß unser Wesen sich mit diesem Sein noch nicht ausgesöhnt hat. Scheinbar vorwärtsdrängend, suchen sie doch regressiv die Wiederherstellung des früheren, alibidinösen Zustandes, von dem das Ich freilich nichts mehr weiß, zu welchem es aber durch das Unbewußte mächtig zurückgezogen wird.

Wir müssen Willi recht geben, wenn er sagt, daß „beide Kräfte den falschen Weg gehen und zurück müssen", zurück nämlich zum Ur-Ich, wo es nur eine ungeteilte Kraft gab, wo Subjekt und Objekt noch nicht getrennt, wo die Triebgegensätze noch vereint, wo Ich und Außenwelt noch identisch waren.

Unser Ideal-Ich ist im Grunde das Spiegelbild des Ur-Ichs; vermöchten wir jenes zu erreichen oder auszulöschen, so

würden wir damit auch das erniedrigte Ich auslöschen, die Spaltung aufheben und eine Einheit, ähnlich derjenigen des Ur-Ichs, wieder herstellen.

III.

SCHLUSS

AUSBLICK

Wir haben in unserer Arbeit das Hauptgewicht auf die Bildung der Ambivalenz im Kinde deshalb gelegt, weil eine Psychologie der Ambivalenz des erwachsenen Menschen letztere bei näherer Prüfung als Wirkungsrest der Kindheit erkennen wird und darum zu ihrem Verständnis gezwungen ist, die Rückbeziehung auf sie zu vollziehen. Die Ambivalenz des Erwachsenen zeigt nur graduelle Verschiedenheiten.

Wenn wir für die Dynamik der Seele das in der Psychologie oft gebrauchte Bild der balancierenden Wage gebrauchen, so können wir das Verhältnis der kindlichen Psyche zu derjenigen des Erwachsenen wohl am besten so zeichnen:

Die Psyche des Kindes gleicht der Goldwage. Ein Staubkorn in der einen Schale bringt die Wage aus dem Gleichgewicht. Die geringsten Einflüsse ergeben ein Stürzen hier und ein Emporschnellen dort und umgekehrt. Die Reibung ist äußerst gering. In der kindlichen Psyche wechseln Freud und Leid rasch. Das Schwanken ist ein rasches und heftiges, aber die Spannung ist eine geringe.

Die Psyche des Erwachsenen dagegen gleicht der verrosteten Krämerwage. Allzu schwere Lasten liegen in den Wagschalen. Wenn auch ein stetes Balancieren stattfindet, so braucht es doch ziemlich schwere Gewichte, um die Wage in das Gleichgewicht und wieder daraus zu bringen. Sie hat durch die Verrostung ihre Beweglichkeit verloren. Die Tragfähigkeit der Wagebalken aber ist durch die beidseitige schwere Belastung einer harten Probe

ausgesetzt. Die Psyche des Erwachsenen ist im allgemeinen geringeren Schwankungen unterworfen als diejenige des Kindes, aber dafür ist die Spannung eine um so größere.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen dem nervös kranken Menschen und dem „normalen". Der pathologische Mensch weist in seiner starken Regression in das Infantile dessen Eigentümlichkeiten auf. Wir können auch seine Psyche mit der beschriebenen Dynamik der Goldwage vergleichen, müssen aber beifügen, daß, gegeben durch die Vermischung des Infantilen mit dem Erwachsensein, auch eine Vermischung der Eigenarten beider Alter sich ergibt. Es können darum die Schwankungen groß sein wie beim Kinde, es kann aber auch zugleich die Spannung groß sein wie beim Erwachsenen.

Wenn wir nun als Beispiele für die Ambivalenz des Kindes meist Analysen von Kindern mit nervösen Charaktererscheinungen anführten, so haben wir damit nicht Besonderungen gegeben, die nicht auch verallgemeinert beim „normalen" Kinde sich aufweisen ließen. Herausgegriffen haben wir sie deshalb, weil sie besonders ausgeprägt die allgemeinen Erscheinungen zeigen.

LITERATURNACHWEIS

Abkürzungen

Jhb. = Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. Franz Deuticke, Leipzig und Wien.

I. Z. f. Psa. = Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. Internationaler psychoanalytischer Verlag, Wien.

H. u. B. = Heilen und Bilden. Ärztlich-pädagogische Arbeiten des Vereins für Individualpsychologie. Reinhardt, München 1914.

Abraham: Traum und Mythus. Deuticke, Leipzig und Wien 1908.

— Über Einschränkungen und Umwandlungen der Schaulust. Jhb., Bd. 6. 1917.

— Ergänzungen zur Lehre vom Analcharakter. I. Z. f. Psa., IX. Jahrg., Heft 1.

— Beiträge zur Symbolforschung. Imago, IX. Jahrg., 1923.

— Untersuchungen über die früheste prägenitale Entwicklungsstufe der Libido. Zeitschrift für Ärztliche Psychoanalyse, IV, Heft 2, 1916.

Adler: Studie über Minderwertigkeit von Organen. Urban und Schwarzenberg, Berlin und Wien, 1907.

— Über den nervösen Charakter. Bergmann, Wiesbaden 1912.

— Lebenslüge und Verantwortlichkeit in der Neurose und Psychose. Zeitschrift für Individualpsychologie. Heft 2, Reinhardt, München 1914.

— Das Problem der Distanz. Heft 1, Ebenda, 1914.

— Der Arzt als Erzieher. H. u. B.

— Die Theorie der Organminderwertigkeit und ihre Bedeutung für Philosophie und Psychologie. Ebenda.

— Der Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose. Ebenda.

— Entwicklungsfehler des Kindes. Ebenda.

— Über neurotische Disposition. Ebenda.

Adler: Der psychische Hermaphroditismus im Leben und in der Neurose. Ebenda.
— Trotz und Gehorsam. Ebenda.
— Zur Kritik der Freudschen Sexualtheorie der Nervosität. Ebenda.
— Organdialekt. Ebenda.
— Der nervöse Charakter. Ebenda.
Beaurain: Über das Symbol und die psychischen Bedingungen für sein Entstehen beim Kinde. I. Z. f. Psa., Heft 5, 1913.
Bleuler: Die Ambivalenz. Universität Zürich, Festgabe zur Einweihung der Neubauten 1914, Schultheß & Cie., Zürich.
— Lehrbuch der Psychiatrie. Springer, Berlin 1916.
— Eine kasuistische Mitteilung zur kindlichen Theorie der Sexualvorgänge. Jhb., Bd. III.
— Zur Theorie des schizophrenen Negativismus. Neurologische Wochenschrift, XII. Jahrg., Nr. 18 bis 21.
— Der Sexualwiderstand. Jhb., Bd. 5 (1), 1913.
— Das autistische Denken. Jhb., Bd. 4 (1), 1912.
— Naturgeschichte der Seele und ihres Bewußtwerdens. Eine Elementarpsychologie. Springer, Berlin 1921.
Ferenczi: Introjektion und Übertragung. Deuticke, Wien 1910.
— Symbolische Darstellung des Lust- und Realitätsprinzipes im Ödipus-Mythos. Imago, Jahrg. I, Heft 3, 1912.
Freud: Studien über Hysterie (mit Breuer), Deuticke, Leipzig und Wien 1895.
— Die Traumdeutung. IV. Aufl. Ebenda, 1914.
— Zur Psychopathologie des Alltagslebens. V. Aufl. Karger, Berlin 1917.
— Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. III. Aufl. Deuticke, Wien 1915.
— Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. III. Aufl. Ebenda, 1921.
— Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre. 1., 2. und 3. Folge. 4. Folge Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1918.
— Über Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen. III. Aufl. Deuticke, Wien 1916.
— Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. Ebenda, 1911.
— Totem und Tabu. Hugo Heller & Cie., Leipzig und Wien 1913.
— Jenseits des Lustprinzips. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1920.
— Massenpsychologie und Ichanalyse. Ebenda, 1921.
— Das Ich und das Es. Ebenda, 1923.

Freud: Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens. Jhb., Bd. 2 und 4. 1910 und 1912.

— Formulierungen über die zwei Prinzipien psychischen Geschehens. Ebenda, Bd. 3. 1911.

— Zur Einführung des Narzißmus. Ebenda, Bd. 6. 1914.

— Über den Gegensinn der Urworte. Ebenda, Bd. 2. (1), 1910.

— Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ebenda, Bd. 1. (1 u. 2), 1909.

— Über Deckerinnerungen. Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, VI, 1899.

— Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität. Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Jahrg. I, Heft 1, 1908.

Friedjung: Über verschiedene Quellen kindlicher Schamhaftigkeit. I. Z. f. Psa. Heft 4, 1913.

C. Furtmüller: Selbsterfundene Märchen. H. u. B.

A. Furtmüller: Der Kampf der Geschwister. Ebenda.

Groos: Das Seelenleben des Kindes. IV. Aufl. Reuther und Reichhard, Berlin 1913.

Häberlin: Das Ziel der Erziehung. Kober C. F., Spittlers Nachfolger, Basel 1917.

— Wege und Irrwege der Erziehung. Ebenda, 1918.

— Kinderfehler. Ebenda, 1921.

— Eltern und Kinder. Ebenda. 1922.

— Der Gegenstand der Psychologie. Springer, Berlin 1921.

Hitschmann: Gesteigertes Triebleben und Zwangsneurose bei einem Kinde. I. Z. f. Psa. Heft 1, 1913.

Horney: Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes. I. Z. f. Psa. IX. Jahrg., Heft 1, 1923.

Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes. Deuticke, Wien 1921.

— Das Kind und seine wahre Vorstellung vom Tode. Imago, I. Jahrg., Heft 3, 1912.

— Über erste Kindheitserinnerungen. Imago, II. Jahrg., Heft 1, 1913.

— Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens. II. Aufl. Internat. Psychoanalytischer Verlag, Wien-Leipzig-Zürich 1921.

Jones: Die Bedeutung der frühesten Eindrücke für die Bedeutung von Vorliebe und Abneigung. I. Z. f. Psa. Heft 6, 1913.

Jung: Über Konflikte der kindlichen Seele. Deuticke, Wien 1916.
— Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen. Jhb., Bd. 1. 1909.
— Kritik über E. Bleuler: Zur Theorie des schizophrenen Negativismus. Jhb., Bd. 3. 1912.
— Wandlungen und Symbole der Libido. Jhb., Bd. 3 u. 4. 1912.
— Die Psychologie der unbewußten Prozesse. Rascher u. Cie., Zürich 1917.
Kaus: Über Lügenhaftigkeit beim Kinde. H. u. B.
Lint: Der Kampf des Kindes gegen Autorität. Ebenda.
Mäder: Über das Traumproblem. Deuticke, Wien 1914.
Pfister: Die psychoanalytische Methode. Pädagogium, Bd. 1, Klinkhardt, Berlin und Leipzig 1913.
— Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen. Bircher, Leipzig 1922.
— Analytische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung. Jhb., Bd. 2. 1910.
— Vermeintliche Nullen und angebliche Musterkinder. Bircher, Bern 1922.
Preyer: Die Seele des Kindes. VII. Aufl. Griebens, Leipzig 1908.
Rank: Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. Deuticke, Wien 1912.
— Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. International. Psychoanalytischer Verlag, 1919.
— Der Mythus von der Geburt des Helden. Deuticke, Leipzig u. Wien 1908.
— Die Symbolschichtung im Wecktraum und ihre Wiederkehr im mythischen Denken. Jhb., Bd. 4. 1912.
— Ein Beitrag zum Narzißmus. Jhb., Bd. 3. 1912.
Reik: Von der Kinderseele. Imago, II. Jahrg., Heft 1. 1913.
— Wie die Kinder fabulieren. Imago, I. Jahrg., Heft 3. 1912.
— Der eigene und der fremde Gott. Internat. Psychoanalytischer Verlag, Leipzig-Wien-Zürich 1923.
Sachs: Traumdeutung und Menschenkenntnis. Jhb., Bd. 3. 1912.
Sadger: Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus. Deuticke, Wien 1909.
— Über den sado-masochistischen Komplex. Jhb., Bd. 5. 1913.
— Über Urethralerotik. Jhb., Bd. 2. 1910.
Silberer: Symbolik des Erwachens und Schwellensymbolik überhaupt. Jhb., Bd. 3. 1912.
— Über die Symbolbildung überhaupt. Jhb., Bd. 3. 1912.
— Über Symbolbildung. Jhb., Bd. 3. 1912.

Silberer, Methode, symbolische Halluzinationserscheinungen hervorzurufen etc. Jhb., Bd. 1 u. 2. 1909.

Smith: The religion of the Semites. 2. Edition, London 1907.

Spielrein: Beiträge zur kindlichen Seele. Zentralblatt für Psychoanalyse. Heft 3, 1912.

Stekel: Beiträge zur Traumdeutung. Jhb., Bd. 1. 1909.

Tausk: Zur Psychoanalyse der Kindersexualität. I. Z. f. Psa., Heft 5, 1913.

Wexberg: Ängstliche Kinder. H. u. B.

Zulliger: Psychoanalytische Erfahrungen aus der Volksschulpraxis. Bircher, Bern 1921.

— Aus dem unbewußten Seelenleben unserer Schuljugend. Ebenda 1923.

INHALTSVERZEICHNIS

IMAGO-BÜCHER

I.
DER KÜNSTLER
ANSÄTZE ZU EINER SEXUAL-PSYCHOLOGIE
Von Dr. OTTO RANK

Das Werk Ranks behandelt in lichtvoller Darstellung entscheidende Fragen. Der Weg ist kühn — aber kein Marsch auf der Straße. Die Zeit.

Viele sehr verdienstvolle, wenn auch harte und beinahe rücksichtslose Meinungen. Es gehört eine große Freiheit des Geistes und eine sehr schätzbare Unbefangenheit dazu. Rank hat auf dem Wege zur Seelenschau des Künstlers eine ganze Menge psychologischer Probleme auf ihren sexuellen Gehalt hin geprüft und mit schöner Prägnanz demonstriert.
Münchner Allgemeine Zeitung.

II.
TOLSTOIS KINDHEITS-ERINNERUNGEN
EIN BEITRAG ZU FREUDS LIBIDOTHEORIE
Von Dr. N. OSSIPOW

Auf der gigantischen Persönlichkeit dieses großen Russen, erschütternd entgegenschimmernd aus seinem künstlerischen Schaffen, fast nacktgeschürft in dem Autobiographischen, ruht hier zum erstenmal der geschärfte und geläuterte Blick psychoanalytischer Erkenntnis. Der Mensch und Künstler, selbst ein Zergliederer, selbst ein Träger genialischer Tiefenpsychologie, tritt hier in den Leuchtkegel modernster wissenschaftlicher Seeleneinsicht. In merkwürdiger Weise kreuzen sich dabei die Wege Tolstoischer Sexualgrübelei mit denen der psychoanalytischen Eroslehre. Die Studie beansprucht, sowohl von den Genießern Tolstoischer Kunst willkommen geheißen zu werden, als auch bei dem wissenschaftlich orientierten Leser brennendes Interesse vorzufinden.

III.
DER EIGENE UND DER FREMDE GOTT
ZUR PSYCHOANALYSE DER RELIGIÖSEN ENTWICKLUNG
Von Dr. THEODOR REIK

Inhalt: Über kollektives Vergessen. — Jesus und Maria im Talmud. — Der hl. Epiphanius verschreibt sich. — Die wiederauferstandenen Götter. — Das Evangelium des Judas Ischkarioth. — Die psychoanalytische Deutung des Judasproblems. — Gott und Teufel. — Die Unheimlichkeit fremder Götter und Kulte. — Das Unheimliche aus infantilen Komplexen. — Die Äquivalenz d. Triebgegensatzpaare. — Über Differenzierung. Diese Arbeiten sollen, schreibt der Verfasser in der Vorbemerkung, „einen Versuch darstellen, von analytischen Gesichtspunkten aus die Erscheinungen der religiösen Feindseligkeit und Intoleranz psychologisch zu erklären und zugleich den tieferen Ursachen der religiösen Verschiedenheiten nachzuforschen. Woferne die Konvergenz der Ergebnisse in diesen von verschiedenen Seiten hergeführten Untersuchungen einen Schluß auf die Richtigkeit des Ganzen zuläßt, würde ich hoffen, daß die vorliegende Aufsatzreihe ein wichtiges Stück der religiösen Entwicklung in einem neuen Lichte erscheinen läßt."

IV.
DOSTOJEWSKI
Von JOLAN NEUFELD

Wie ist es möglich, daß ein Mensch so loyal gesinnt ist und dabei an einer Verschwörung gegen den Zaren teilnimmt? Wie kann jemand tief religiös und zugleich absolut ungläubig sein? Woher kommt es, daß ein Mensch, der mit jeder Nervenfaser an seiner Heimatscholle klebt, Monate, ja Jahre im Auslande verbringt? Woher kommt es, daß er dem Gelde ununterbrochen nachjagt, um es dann wie etwas vollkommen Wertloses zum Fenster hinauszuwerfen? Wie das Leben, so ist auch die Dichtung Dostojewskis enigmatisch. Rätselhafte Charaktere, entgleiste Perverse sind die Helden seiner Romane und geben uns Rätsel über Rätsel auf, die mit der Bewußtseinspsychologie überhaupt nicht lösbar sind. Der Zauberschlüssel der Psychoanalyse aber sprengt die Schlösser.

V.
GEMEINSAME TAGTRÄUME
Von HANNS SACHS

Als die Psychoanalyse auf die entscheidende Bedeutung der Tagträume für den Lebensweg und die Liebeswahl des Einzelnen hinwies, traf sie wenigstens an dieser einen Stelle mit einer längst gangbaren Überzeugung zusammen, daß nämlich die Tagträume die allgemein menschliche Vorstufe seien, von der aus sich in begnadetem Sonderfalle der Aufstieg zum Kunstwerk, zur Dichtung vollziehe. Sachs weist nun die unbewußten Quellen der Tagträume nach, und untersucht eingehend die Frage, wie sich der Tagtraum zum Kunstwerk verwandelt, wodurch sich der Dichter vom Neurotiker, vom Verbrecher, vom Führer der Masse und schließlich in der Literatur vom Pfuscher und Nachahmer unterscheidet. Er weist auf den Zusammenhang zwischen dem nach Entlastung lechzenden Schuldbewußtsein und dem zur Aufgabe des Ichs und zur Verschiebung auf das Werk bereiten Narzißmus hin. Im Besonderen analysiert er dann in zwei breit angelegten Studien zwei Kunstwerke, die beide Anzeichen und Vorboten einer Produktionshemmung im Leben ihrer Schöpfer darstellen: Schillers „Geisterseher" und Shakespeares „Sturm". Die Psychoanalyse entwickelt sich „nach dem Gesetz nach dem sie angetreten"; da sie aus der Erforschung der Störungen erwachsen ist, die der unvollkommenen Bewältigung unbewußter Wünsche ihr Dasein verdanken, so vermag sie sich den Problemen der künstlerischen Schöpfung auch am besten von der Seite der Hemmungen her zu nähern.

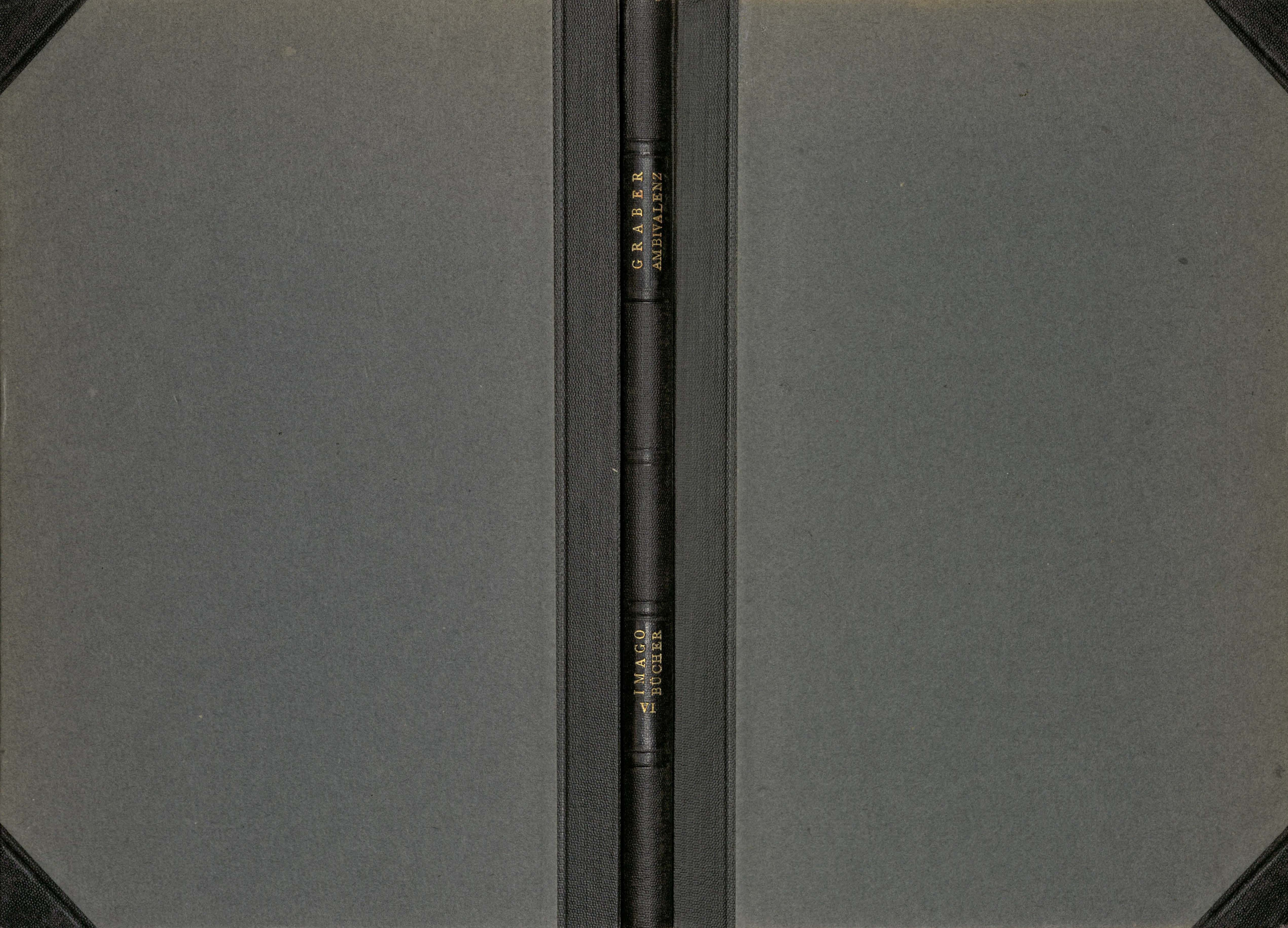
VI.
DIE AMBIVALENZ DES KINDES
Von Dr. HANS GUSTAV GRABER

Aus dem Inhalt: Ambivalenz bei Bleuler; bei Freud. Der Urhaß. Die Elternbindung. Der Geschlechtsunterschied. Das Lustverbot. Tierphobien. Das Über-Ich.

VII.
PSYCHOANALYSE UND LOGIK
Von Dr. I. HERMANN

Aus dem Inhalt: Dualschritte aus der Entwicklungspsychologie; in der Biologie; in der schönen Literatur. Der Umkehrschritt. Der Abwendungsschritt. Der Schritt des Sinkens. Über Sophismen.

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
Wien VII. Andreasgasse 3



GRABER
AMBIVALENZ
IMAGO
BÜCHER
VI

IMAGO-BÜCHER

I.

DER KÜNSTLER

ANSÄTZE ZU EINER SEXUAL-PSYCHOLOGIE

Von Dr. OTTO RANK

Das Werk Ranks behandelt in lichtvoller Darstellung entscheidende Fragen. Der Weg ist kühn — aber kein Marsch auf der Straße. Die Zeit.

Viele sehr verdienstvolle, wenn auch harte und beinahe rücksichtslose Meinungen. Es gehört eine große Freiheit des Geistes und eine sehr schätzbare Unbefangenheit dazu. Rank hat auf dem Wege zur Seelenschau des Künstlers eine ganze Menge psychologischer Probleme auf ihren sexuellen Gehalt hin geprüft und mit schöner Prägnanz demonstriert.
Münchner Allgemeine Zeitung.

II.

TOLSTOIS KINDHEITS-ERINNERUNGEN

EIN BEITRAG ZU FREUDS LIBIDOTHEORIE

Von Dr. N. OSSIPOW

Auf der gigantischen Persönlichkeit dieses großen Russen, erschütternd entgegenschimmernd aus seinem künstlerischen Schaffen, fast nacktgeschürft in dem Autobiographischen, ruht hier zum erstenmal der geschärfte und geläuterte Blick psychoanalytischer Erkenntnis. Der Mensch und Künstler, selbst ein Zergliederer, selbst ein Träger genialischer Tiefenpsychologie, tritt hier in den Leuchtkegel modernster wissenschaftlicher Seeleneinsicht. In merkwürdiger Weise kreuzen sich dabei die Wege Tolstoischer Sexualgrübelei mit denen der psychoanalytischen Eroslehre. Die Studie beansprucht, sowohl von den Genießern Tolstoischer Kunst willkommen geheißen zu werden, als auch bei dem wissenschaftlich orientierten Leser brennendes Interesse vorzufinden.

III.

DER EIGENE UND DER FREMDE GOTT

ZUR PSYCHOANALYSE DER RELIGIÖSEN ENTWICKLUNG

Von Dr. THEODOR REIK

Inhalt: Über kollektives Vergessen. — Jesus und Maria im Talmud. — Der hl. Epiphanius verschreibt sich. — Die wiederauferstandenen Götter. — Das Evangelium des Judas Ischkarioth. — Die psychoanalytische Deutung des Judasproblems. — Gott und Teufel. — Die Unheimlichkeit fremder Götter und Kulte. — Das Unheimliche aus infantilen Komplexen. — Die Äquivalenz d. Triebgegensatzpaare. — Über Differenzierung. Diese Arbeiten sollen, schreibt der Verfasser in der Vorbemerkung, „einen Versuch darstellen, von analytischen Gesichtspunkten aus die Erscheinungen der religiösen Feindseligkeit und Intoleranz psychologisch zu erklären und zugleich den tieferen Ursachen der religiösen Verschiedenheiten nachzuforschen. Woferne die Konvergenz der Ergebnisse in diesen von verschiedenen Seiten hergeführten Untersuchungen einen Schluß auf die Richtigkeit des Ganzen zuläßt, würde ich hoffen, daß die vorliegende Aufsatzreihe ein wichtiges Stück der religiösen Entwicklung in einem neuen Lichte erscheinen läßt.“

IV.

DOSTOJEWSKI

Von JOLAN NEUFELD

Wie ist es möglich, daß ein Mensch so loyal gesinnt ist und dabei an einer Verschwörung gegen den Zaren teilnimmt? Wie kann jemand tief religiös und zugleich absolut ungläubig sein? Woher kommt es, daß ein Mensch, der mit jeder Nervenfaser an seiner Heimatscholle klebt, Monate, ja Jahre im Auslande verbringt? Woher kommt es, daß er dem Gelde ununterbrochen nachjagt, um es dann wie etwas vollkommen Wertloses zum Fenster hinauszuwerfen? Wie das Leben, so ist auch die Dichtung Dostojewskis enigmatisch. Rätselhafte Charaktere, entgleiste Perverse sind die Helden seiner Romane und geben uns Rätsel über Rätsel auf, die mit der Bewußtseinspsychologie überhaupt nicht lösbar sind. Der Zauberschlüssel der Psychoanalyse aber sprengt die Schlösser.

V.

GEMEINSAME TAGTRÄUME

Von HANNS SACHS

Als die Psychoanalyse auf die entscheidende Bedeutung der Tagträume für den Lebensweg und die Liebeswahl des Einzelnen hinwies, traf sie wenigstens an dieser einen Stelle mit einer längst gangbaren Überzeugung zusammen, daß nämlich die Tagträume die allgemein menschliche Vorstufe seien, von der aus sich in begnadetem Sonderfalle der Aufstieg zum Kunstwerk, zur Dichtung vollziehe. Sachs weist nun die unbewußten Quellen der Tagträume nach, und untersucht eingehend die Frage, wie sich der Tagtraum zum Kunstwerk verwandelt, wodurch sich der Dichter vom Neurotiker, vom Verbrecher, vom Führer der Masse und schließlich in der Literatur vom Pfuscher und Nachahmer unterscheidet. Er weist auf den Zusammenhang zwischen dem nach Entlastung lechzenden Schuldbewußtsein und dem zur Aufgabe des Ichs und zur Verschiebung auf das Werk bereiten Narzißmus hin. Im Besonderen analysiert er dann in zwei breit angelegten Studien zwei Kunstwerke, die beide Anzeichen und Vorboten einer Produktionshemmung im Leben ihrer Schöpfer darstellen: Schillers „Geisterseher“ und Shakespeares „Sturm“. Die Psychoanalyse entwickelt sich „nach dem Gesetz nach dem sie angetreten“; da sie aus der Erforschung der Störungen erwachsen ist, die der unvollkommenen Bewältigung unbewußter Wünsche ihr Dasein verdanken, so vermag sie sich den Problemen der künstlerischen Schöpfung auch am besten von der Seite der Hemmungen her zu nähern.

VI.

DIE AMBIVALENZ DES KINDES

Von Dr. HANS GUSTAV GRABER

Aus dem Inhalt: Ambivalenz bei Bleuler; bei Freud. Der Urhaß. Die Elternbindung. Der Geschlechtsunterschied. Das Lustverbot. Tierphobien. Das Über-Ich.

VII.

PSYCHOANALYSE UND LOGIK

Von Dr. I. HERMANN

Aus dem Inhalt: Dualschritte aus der Entwicklungspsychologie; in der Biologie; in der schönen Literatur. Der Umkehrschritt. Der Abwendungsschritt. Der Schritt des Sinkens. Über Sophismen.

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
Wien VII. Andreasgasse 3

G. H. Graber / Die Ambivalenz des Kindes

Imago-Bücher / Nr. VI

Gustav Hans Graber

Ambivalenz des Kindes

Der Begriff der Ambivalenz bei Bleuler; bei Freud / Das Wesen der Ambivalenz des Kindes / Hereditäres und Akzidentelles / Der „Urhaß“ / Bindungen ans Ich / Die Elternbindung / Der Geschlechtsunterschied / Das Lustverbot / Verdrängung und Widerstand / Symbolisierung / Tierphobien / Träume / Das Über-Ich / Aufhebung der Ambivalenz und Regression / Ausblick

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich